Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 25 Leipzig, den 21. Juni **1894**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Innere Gestalt — Was gehört aus dem Alten Testament in den christlichen Religionsunterricht? — Die Vereinigung von Altar, Taufstein und Kanzel, ihre Notwendigkeit und ihre Bedeutung für die kirchliche Architektur — Unsre Kandidatennot — Die Botschaft Tolstois: 11. Anna Karenina — Verschiedenes: Eine akademische Rede von Professor Brieger; Litteratur aus dem Gustav-Adolf-Verein; Die Fahrt nach der alten Urkunde; Ein maßloser Zeitungsartikel aus der Konservativen Korrespondenz — Zur Beachtung — Anzeigen

Innere Gestalt

(Kol. 3)

Es giebt Menschen mit häßlichen Gesichtszügen, die man dennoch gern ansieht. Es ist, als ob die unschöne Hülle wie ein leichter, dünner Schleier über etwas Schönem, Angenehmem liege; die verborgne Anmut leuchtet leise aus dem Hintergrunde hervor und verbindet sich in eignem Reiz mit der groben Maske. Wer den Sinn dafür hat, der fühlt dabei etwas von der innern Gestalt, die hinter der äußern sich gebildet hat.

Es ist etwas Seltsames um diese innere Gestalt des Menschen. Wir werden und wachsen aus Kindern zu Großen: der Körper nimmt seine Entwicklung, die Glieder formen sich, die Gesichtszüge reifen aus; aber daneben oder vielmehr darunter im Verborgnen giebt es ein andres Wachsen und Werden einer unsichtbaren Gestalt, den Sinnen unzugänglich und doch spürbar genug.

Da wird ein körperloses Wesen, gewinnt seine charakteristischen Formen, Züge, gleichsam seinen Gesichtsausdruck, nimmt zu an Kräften und Neigungen, gleichwie an geistiger Muskelkraft, bildet sich oder verbildet sich, wird zum Krüppel oder zur Schönheit, kurz, es geht den eignen Weg seines Wachstums.

Aeußere und innere Gestalt, wie gehen sie oft aus einander! Aber wenige merken den Unterschied, denn wenige sehen die innere Gestalt.

Ich saß auf dem Deck des Schiffes, da es seinen einsamen Weg durch die Wellen furchte. Und da ich sinnend in der späten Abendpracht auf die mondbeschienene stille Unruhe der Wassermasse hinabstarrte, da war es mir, während nach oben das silberne Licht die weiten Himmelsräume bis zu den fernsten Enden aufzuhellen schien, als dringe auch in die Tiefe die Helle von oben, als werde alles durchsichtig unter mir und lasse mich hinabschauen in das Verborgne. Was würde ich sehen, dachte ich, wenn jetzt einmal wirklich die Tiefe ihre Hülle abwerfen könnte? Berge und Thäler träten hervor, und mit ihnen ein lebhaft bewegtes Leben; es würde sich regen überall von abenteuerlichen Gestalten; Pflanzen und Tiere, der Oberwelt fremd, würden dort unten die Bahn ihres Daseins vollenden in einem verborgnen Reichtum seltner Farben und Formen, die die Schöpferkraft dort unten hinabgeschüttet hat. Aber uns verhüllt die eben dahinrollende Woge die innere Gestalt des Lebens der Gewässer. Mühselig ziehen wir das eine oder andre daraus ans Tageslicht und raten und schließen auf das, was sein muß.

Ist es nicht ein Bild der innern Gestalt des Menschen? Vom Aeußern, den Körperformen und der Hülle des Körpers verdeckt ruht in der Tiefe unsers Selbst ein geheimes buntes Leben, völlig bekannt nur dem Schöpferauge. Merkwürdige Farben und Formen, die niemand ahnt, der an der äußern Gestalt vorübergeht! Ja, viele ahnen von ihres selbsteignen Innern Leben kaum etwas; ahnen nicht, wie sie krank und lahm werden am innern Menschen, wie die innere Jugendkraft ihnen dahinsiecht unter einem Gifttranke, den sie behaglich einschlürfen, wie das Wachstum stille steht und Entstandnes verkümmert, da sie es an Uebung und Bewegung fehlen lassen. Und andre wissen wohl auch nicht, was es ist, das sie als einen verborgnen, selig machenden Schatz empfinden bei aller äußern Unglückseligkeit, könnten keine genaue Rechenschaft geben über das Wesen dieses innern Segens an Sicherheit und Klarheit des Urteils, an Mut und Freudigkeit zu Gott, an Selbstüberwindung und Vertrauen, an allen Kräften des Reinen und Großen. Wohl wissen wir Christen, wie wir es nennen: es ist Christus in uns. Aber Christus in uns ist das wunderbarste Geheimnis des Menschenlebens.

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis." Auch ein Christenwort. Des Körpers Kraft und Schönheit nur ein Gleichnis von etwas Ewigem, das wird und werden soll, ein Gleichnis, damit wir eine Ahnung von Gebilden ewiger Herrlichkeit bekommen, die uns doch hier nur geistig spürbar, nicht sinnlich sichtbar sind, ein Gleichnis, dessen Macht über uns nicht in ihm selbst liegt, sondern darin, daß es, entstehend und hinschwindend, uns zum Wegweiser für etwas Ewiges wird. Ein Gleichnis —

Wir wissen aber, so unser irdisches Haus dieser Hütte zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben von Gott erbauet, ein Haus nicht mit Händen gemacht, das ewig ist, im Himmel.

H-Sh

Was gehört aus dem Alten Testament in den christlichen Religionsunterricht?

Wir haben jüngst mit aller Entschiedenheit die Forderung aufgestellt: das Alte Testament gehört in den christlichen Religionsunterricht. Es ist nun selbstverständlich, daß nicht das *ganze* Alte Testament hineingehört. Wir müssen also auswählen. Und da müssen wir uns zuerst nach festen Grundsätzen für diese Auswahl umsehen.

Das ist um so notwendiger, als man bisher bei der Auswahl nach unhaltbaren, unrichtigen Prinzipien verfahren ist, um so notwendiger, als dieser prinzipielle Fehler die verhängnisvollsten Folgen gehabt hat. Denn ich behaupte, daß schwere Mitschuld an der ganzen gegenwärtigen Misere des alttestamentlichen Unterrichts auf der prinzipiell falschen Stoffauswahl lastet.

Ich spreche mit Bedacht von einem Elende dieses Unterrichtsbetriebes, wie er jetzt ist, denn er ist ein Elend, und er macht elend. Er lastet wie ein Druck auf den Gemütern derer, die mit der Schule zu thun haben, der Pfarrer, der Lehrer, der Eltern, soweit sie mit Bewußtsein sich von dem orthodoxen Inspirationsdogma freigemacht haben und gewillt sind, daraus Konsequenzen zu ziehen. Mit Bewußtsein — denn thatsächlich hat ja jede Richtung unsrer Kirche mit jenem Dogma gebrochen. Aber auch die Halbbewußten und Unbewußten seufzen unter derselben Last. Denn auch an sie treten dieselben modernen Forderungen mit derselben rücksichtslosen Schärfe heran — For-

derungen, denen gegenüber die übliche Methode des alttestamentlichen Unterrichts in tiefster und aussichtslosester Ratlosigkeit dasteht.

Dieser Druck ist noch gesteigert durch den Stand der neusten alttestamentlichen Forschung. Was sie an gesicherten Ergebnissen erworben hat, steht in solchem schreienden Widerspruch zu dem, was bisher in unsern Schulen gelehrt wurde, daß es zu einem Ausgleich, zu einer einfachen Ergänzung des Bisherigen durch das neu Erworbne nie kommen kann. Nur ein Bruch mit dem Herkommen kann zu dem Neuen führen. Wenn Reuß und Kuenen Recht haben, wenn überhaupt nur der Geist Recht hat, der jetzt allgemein, von Klostermann bis Duhm, die alttestamentliche Forschung beseelt — und er hat Recht —, dann wird und muß er sich auch schließlich in Gemeinde, Volk und Volksschule durchsetzen. Wer es nicht glaubt, der lese die sozialdemokratischen Schriften über die Bibel. Trotz ihrer vielen Thorheiten — in dem Punkte, auf den es hier ankommt, haben sie Recht. Aber Gott verhüte, daß uns der Weg zu christlicher Wertschätzung des Alten Testaments über den Trümmerhaufen des sozialdemokratischen irreligiösen Materialismus führe.

Durch eins aber ist dieser Druck geradezu unerträglich geworden: durch die „Scheu der Theologen, über das Alte Testament zu reden“ (vgl. Nr. 18, Nachwort des Herausgebers). Die Frage war da, aber die Antwort war Schweigen derer, die berufen waren zu reden. Es war wie das Schweigen vor dem Sturm, die Schwüle vor dem Gewitter. Oeffentliche Diskussion der Sache, Vorschläge und Gegenvorschläge, reden lassen und Rede stehen, das wirkt wie eine Entladung der elektrischen Spannung. Gott sei Dank, daß die Frage endlich in diesem Stadium angelangt ist. Wir können es dem Verfasser der besprochnen Schrift über das Judentum in der christlichen Volkserziehung*) nicht genug danken, daß er die Frage freimütig ausgesprochen hat. Wenn uns auch seine Lösung nicht befriedigt, ein lösendes Wort hat er doch dadurch gesprochen, daß er überhaupt offen und öffentlich gefragt hat.

Freilich sind noch lange nicht genug Antworten eingelaufen. Und wir brauchen so viele Antworten. Wir brauchen allseitige Diskussion über die Dinge, wenn überhaupt etwas erreicht werden soll. Vor allem: ihr, unsre akademischen Lehrer, helft uns! Eure Weisheit hat uns überzeugt. Und wir wollen sie nun nach Maßgabe unsrer pädagogischen Einsicht ins Volk tragen. Wir wissen, daß das Meiste davon nicht ins Volk, nicht auf die Kanzel und nicht in die Schule gehört. Aber es bleibt genug übrig, was dahin gehört. Ihr habt uns vor allem eine evangelische Schätzung des Alten Testaments gelehrt. Die wollen wir nun auch unsern Gemeinden und Schulkindern lehren. Dabei müssen auch wir negiren, so gut wie ihr negirt habt. Vielleicht mit dem einzigen Unterschied, daß bei uns mehr pädagogische Vorsicht geboten ist. Aber ohne Negation geht es nicht ab. Wir können unsre positiven Schätze nicht austeilen, ohne positive Vorurteile, die entgegenstehen, zu zerstören. Wenn alle die negative Kritik nur „Kaviar fürs Volk“ gewesen wäre, dann hätten auch wir Volkslehrer am besten nichts davon gehört. Aber so ist es ja nicht. Ihr müßt nur jetzt auch heraustreten aus eurer gelehrten Reserve, müßt uns helfen und leiten, beraten und hindern, uns stärken und uns das Rückgrat fest machen. Das können wir verlangen. Ihr dürft ein Buch, wie das besprochne, nicht mit ein paar kurzen Bemerkungen in einer theologischen Litteraturzeitung abthun, sondern, mag euch noch so vieles darin abgeschmackt erscheinen, es muß euch doch zu denken geben, und ihr müßt euch dann auch über eure Gedanken aussprechen.

Man unterschätze doch ein solches Symptom wie das Erscheinen jenes Buches nicht. Der Mann, der es geschrieben hat, steht mit seiner Forderung nicht allein. Tausende in der Lehrerwelt stehen bei ihm. Und die Gemäßigtsten unter ihnen sind noch die, die sagen: „Hätten wir nur erst etwas Besseres an seine Stelle zu setzen,

*) „Das Judenchristentum in der religiösen Volkserziehung des deutschen Protestantismus“ von einem christlichen Theologen. Leipzig, Grunow. 2 Mk.

dann möchten wir das ganze Alte Testament lieber heute missen als morgen.“ Der Verfasser des Buches weiß ganz genau, was er sagt, wenn er schreibt: „Nicht wenige von einsichtsvollen Männern in hervorragenden Stellungen haben meine Ansichten bei mündlicher Mitteilung gebilligt. Das ermuntert mich, diese Ansichten zur öffentlichen Diskussion zu stellen.“ Von unten bis oben geht in breitesten Schichten ein Widerwille gegen den üblichen Betrieb des alttestamentlichen Unterrichts. Und natürlich schlägt dieser Widerwille gar oft um in scharfe Abneigung gegen das Alte Testament selbst, ja gegen alle positive Religion.

Ich bezeichnete als Ursache dieser Erscheinung die verfehlte Stoffauswahl aus dem Alten Testamente. Das muß ich rechtfertigen.

Abgesehen von den wenigen Psalmen und prophetischen Abschnitten, die in den letzten Schuljahren zur Behandlung kommen, hat man für unsre Schulkinder vor allem die altisraelitischen Sagen, dazu noch einige Geschichten aus späterer Zeit ausgewählt. Dinge, die vor einer historischen Kritik bestehen können, finden sich unter diesen Stoffen herzlich wenig. Die Sagen sind ausgewählt, weil sie als blanke, bare Geschichte gelten. Bei den historischen Abschnitten hat man mit merkwürdigem Instinkte aus mehreren Berichten immer den ungeschichtlichsten herausgefunden, den, der die Geschichte in erbaulicher Tendenz korrigirt und konstruirt. Die gewählten Prophetenstellen sind solche, die herkömmlicherweise nicht geschichtlich verstanden, sondern als Wahrsagungen künftiger Dinge ausgedeutet werden. Die Psalmen werden aus dem Leben des „frommen Königs David“ erklärt.

Nun ist es ja eigentlich auch gar nicht nötig, daß die alttestamentlichen Stoffe, die unsre Schulkinder kennen lernen, vor dem Forum der Kritik bestehen können. Wenn jene Sagen wertvolle religiöse und sittliche Gedanken in der Anschaulichkeit der Erzählung vortragen, so müssen sie uns ebenso willkommen sein, wie etwa die neutestamentlichen Parabeln des Herrn. Es ist ja ganz gleichgiltig, ob die Geschichten geschehen sind oder nicht. Verlangt doch eine Zahl hoch angesehener Pädagogen, daß den Kindern ein vorbereitender Religionsunterricht an der Hand von deutschen Märchen und Sagen erteilt werde. Warum nicht auch an der Hand alttestamentlicher Sagen? Das ginge schon, wenn nur jene altisraelitischen Sagen auf derselben sittlichen Höhe stünden wie unsre Märchen.

Wir geschichtlich geschulten Männer können wohl immer noch die relative sittliche Höhe jener Anschauungen verstehen und achten; gar manches bereitet uns keinen Anstoß, weil wir den tiefern symbolischen Sinn einer Erzählung verstehn, oder weil wir die Bedingungen ihrer Entstehung überschauen. Aber wir müssen mit den Augen der Kinder sehen.

Werden den Kindern jene Sagen erzählt, wie sie in der Bibel stehen, so wird ihnen damit ein Bild von Israels Glauben und Sitte in vorprophetischer Zeit entrollt. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, zu zeigen, wie niedrig diese Entwicklungsstufe der Religion sei im Vergleich zur prophetischen Offenbarung und erst zu Christo. Das ist eine Thatsache, über die man sich durch einen Blick in die betreffenden Kapitel etwa von Stades Geschichte des Volkes Israel orientiren kann. Aber darauf ist doch mit allem Nachdruck hinzuweisen, daß die prophetische Religion sich in starkem und bewußtem Widerspruch zu diesen Anschauungen entwickelt hat. Und so wichtig es für einen Theologen ist, diesem Widerspruch nachzugehen und auch im Entgegengesetzten die verbindenden Fäden aufzusuchen, es ist ein grober Unfug, die Kinder mit so widersprechenden religiösen Anschauungen zu belasten. Daß man den Widerspruch verdeckt, schafft ihn nicht aus der Welt. Und daß man jene vorprophetischen Anschauungen auf Kosten der Propheten so sehr bevorzugt, zeigt nur, daß man gar nicht weiß, was man an den Propheten hat. Der vorprophetische Glaube, so wie er ist, ist ungeeignet, direkt zum Verständnis der Gestalt Christi beizutragen. Deshalb gehört er auch nicht in den Schulunterricht. Man kann nun allerdings mit gewissem Rechte sagen: Dieser vorprophetische Glaube kommt in dem gegenwärtigen Unterrichte gar nicht zur Vorführung. Denn man vermeidet

es, das Vorprophetische dieser Anschauungen zu pointiren, ja man vertuscht es und bemäntelt es so weit, daß den meisten Kindern gar nicht mehr zum Bewußtsein kommt, daß sie es hier nicht mit christlichen Gestalten, sondern mit alten Israeliten zu thun haben.

Vom pädagogischen Standpunkte ist dagegen an und für sich nichts einzuwenden. Jeder hat das Recht, seinen Kindern eine Geschichte so zu erzählen, die Geschichte bei der Erzählung so einzurichten und zu verändern, daß dabei der größte sittliche und religiöse Gewinn für die Kinder herauskommt. Aber wenn man in dieser durchaus lobenswerten Absicht jene Sagen umgestaltet, darf man doch ein Doppeltes nicht vergessen. Erstens hat man dann keine alttestamentliche Historie gegeben, und zweitens ist es dann ausgeschlossen, die Geschichten im engen Anschluß an den Wortlaut der Bibel zu erzählen. Das erste zu glauben, ist doch eine Selbsttäuschung, und das zweite ist für den Wissenden eine Unwahrheit, für jeden aber mit der Sisyphusarbeit verbunden, auf Schritt und Tritt die Worte etwas andres sagen zu lassen, als sie bedeuten. Jenes naive Erzählen der umgestalteten Sagen wird nicht aufhören, so lange es Bilderbibeln giebt und Mütter und Lehrer, sie zu erklären. Es darf auch nicht aufhören, abgesehen von andern Gründen, schon weil eine gewisse, wenn auch unbestimmte Kenntnis jener Sagenhelden für das Verständnis der klassischen alttestamentlichen Religion und des Neuen Testaments unentbehrlich ist. Aber man erzähle dann auch, wie die Mutter dem Kinde die Bilderbibel erklärt, und nicht in fremden Zungen. Und man lasse den Wahn fahren, als seien die religiösen Gedanken, die man den Kindern dadurch giebt, alttestamentlich. Wenn man es recht gut gemacht hat, hat man ihnen konfessionelles evangelisches Christentum dadurch gepredigt.

Aber so dürfen es leider nur unsre Mütter machen. Unsre Lehrer müssen ja in der Schule im engen Anschluß an den Wortlaut der Bibel jene Sagen erzählen, unsre Kinder müssen ja all das Widersprechende mit anhören. Widersprechendes gegen den christlichen Glauben und die christliche Sitte ihrer Eltern. Widersprechendes zwischen dem Wortlaut der Erzählung und den Erläuterungen dazu.

Die Lehrer sind bei diesem Unterricht selbst noch schlimmer daran als die Schüler. Die Zweifel und Bedenken, die das ungeübte Auge des Kindes übersieht, können ihnen nicht erspart bleiben. Und mag man über ihren Bildungsgang denken, wie man will, sie sind trotz Seminar moderne Menschen. Nur daß sie nicht über speziell theologische Bildung verfügen, die sie befähigte, wie manche Theologen ihr Gewissen durch Wissenschaft zu betäuben, oder wie die meisten Theologen, diesen Fragen mit kritischer Nüchternheit und objektiver Kaltblütigkeit ruhig zuzusehen. Wohl giebt es auch unter den Lehrern beneidenswerte Naturen, die ohne Zweifel hinausziehen vom Internat des Seminars in das Internat eines einsamen Dörfleins und dort unbeirrt im Vertrauen auf die Unfehlbarkeit ihres „Sperber," „Kahle" oder „Stolzenburg" die Genesis erbaulich um- und ausdeuten. Aber die große Mehrzahl der Lehrer teilt diese naiven Anschauungen nicht und kann sie nicht teilen. Vor allem ist es eine offenkundige Thatsache, daß die vielen reich begabten jungen Lehrer, die in die großen Städte gezogen werden, der traditionellen Beurteilung des Alten Testaments durchaus den Rücken gekehrt haben. Man hört so viel Klagen über den Unglauben der jungen Lehrer. Weiß man denn nicht, zu welcher Erteilung des alttestamentlichen Religionsunterrichtes unsre Lehrer gezwungen werden? Und wer es ablehnt, ihnen dieses unerträgliche Joch vom Gewissen zu nehmen, der ist der Letzte, der sie des Unglaubens wegen schelten dürfte.

Ja, wenn sie doch schlecht und recht jene Sagen erzählen dürften, wie man Kindern Sagen erzählt, ohne alle Kritik, ohne alle Einmischung historischer Fragen, oder, wenn auch das nicht geht, wenn sie sie wenigstens noch so erzählen dürften, wie sie in der Bibel stehen. Das wäre ja noch nicht richtig, aber doch erträglich. Dann möchte es auch noch angehen, gelegentliche Momente zu religiöser Erbauung oder sittlicher Förderung der Kinder zu verwerten. Aber von unsern Lehrern wird ja viel mehr verlangt. In der ganz richtigen Empfindung, daß die Helden der altisraelitischen Sage durchaus keine Musterbilder sind, ist allmählich unter dem Einflusse der kirchlichen Reaktion, besonders der Bibelwerke von Gerlach und Dächsel, und unter starker Nachwirkung des Rationalismus eine ganz bestimmte Auslegungsweise kanonisirt worden, mit der unsre Lehrer auf den Seminaren gefüttert werden, und die sie dann in den Volksschulen wieder von sich geben. Durch diese sogenannte „orthodoxe" Auslegung werden mit vieler Mühe aus allen alttestamentlichen Frommen wahre Musterbilder gemacht, denen man schwere Schmach anthun würde, wenn man sie mit Luther etwa oder gar mit August Hermann Francke auch nur vergleichen wollte. Welche Gewalt dabei dem Buchstaben der heiligen Schrift angethan werden muß, brauche ich nur anzudeuten.

Es gilt nun selbst unter den liberalen Lehrern für ganz unmöglich, anders im Alten Testament zu unterrichten als „orthodox." Weshalb? Weil jeder Lehrer seinen Kindern Musterbilder der Frömmigkeit und Sitte vorführen will und muß, und die findet er, da die Sagen des Alten Testaments in ihrem Wortlaute obligatorischer Lehrgegenstand sind, darin nur mit Hilfe der sogenannten „orthodoxen" Auslegung.

Und selbst ein Lehrer, der sich zu solcher innern Unwahrhaftigkeit durch diese Gründe nicht wollte bestimmen lassen, er würde gezwungen werden von der äußern Macht unsrer Schulaufsichtsbehörden. In dem freisinnigen Frankfurt wird der alttestamentliche Unterricht orthodox erteilt. Ich weiß von ganz liberalen Schulaufsichtsbeamten, die an ihren unterstellten Lehrern jede Heterodoxie auf diesen Gebieten des alttestamentlichen Unterrichts auf das bitterste ahndeten. „Ich selbst halte ja kein Wort von diesen Geschichten für wahr, aber es geht nicht anders, im Alten Testament darf nur orthodox unterrichtet werden," so lautet auch deren Weisheit letzter Schluß.

Welchen unberechenbaren Schaden solcher Unterrichtsbetrieb anrichtet, läßt sich kaum ahnen. Zunächst den Schaden für den Lehrer! Mag er sich anfangs die Sache als wohlgemeinte pädagogische Akkommodation probabel machen — sein Verfahren wird unwahrhaftig, sobald sein Schüler reif genug ist, um der Akkommodation nicht mehr zu bedürfen. Und das tritt bald genug ein, wenn nicht eben durch das beständige Akkommodiren die Kinder und später noch viele Erwachsene in künstlicher Unreife konservirt würden. Und diese innere Unwahrhaftigkeit ist ein nagender Wurm, ein fressender Schade an der Seele. Woher der Widerwille gegen alle positive Religion in so weiten Lehrerkreisen kommt, ich weiß es zu sagen.

Und welche Früchte trägt solcher Unterricht an den Kindern! Der Atheismus der Sozialdemokratie ist die Antwort auf die Schäden unsers Religionsunterrichts. Auf den Schaden, von dem wir hier reden, ist er eine ganz besonders deutliche Antwort. Mit was für Einwendungen und Fragen kommen uns denn die Sozialdemokraten immer, wenn wir mit ihnen über religiöse Dinge reden? Mit Zweifeln über den Schöpfungsbericht und über Mose und über alle die Sagen der alten Israeliten. Immer und immer wieder dieselben dummen Einwände gegen die Bibel auf Grund ihrer ersten Blätter. Aber reden sie nicht, wie sie es gelernt haben? Woher sollen sie denn wissen, daß ein Christ jene Geschichten nicht so zu beurteilen braucht und unter Umständen nicht so beurteilen darf, wie sie es in der Schule gelernt haben? Gebt ihnen im Religionsunterricht keine Steine statt Brot, dann werden sie auch später nicht mit Steinen nach der Religion werfen.

Wie soll dem aber abgeholfen werden? Wie sollen diese Sagen behandelt werden, sodaß etwas Erspriessliches dabei herauskommt? Antwort: sie sollen gar nicht „behandelt" werden; daß man sie überhaupt „behandelt," ist ein verhängnisvoller Mißgriff in der Stoffauswahl und Methode des alttestamentlichen Religionsunterrichts.*) Und dieser Mißgriff kann gar nicht schnell genug wieder rückgängig gemacht werden. Das ist der Punkt, wo der Verfasser des „Judenchristentums" mit seiner Kritik völlig

*) Jene oben erwähnten naiven kindlichen Erzählungen, die an Namen und Thaten der alttestamentlichen Heroen anknüpfen, um religiöse Gedanken schlicht zu veranschaulichen, sind dadurch natürlich nicht ausgeschlossen. Sie sind ja auch gar keine „Behandlung" alttestamentlicher Stoffe, sondern eine einfache Darstellung christlicher Gedanken.

Recht hat: die alttestamentlichen Sagengestalten, wie sie sind, sind kein Umgang für Christenkinder. Ich weiß es, wer mit den Mitteln der Gelehrsamkeit diese Geschichten zu begreifen versteht, der vernimmt auch aus ihnen Gottes Stimme. Aber für unsre Kinder und unser Volk sind sie nicht Gottes Wort. Und in den Religionsunterricht gehört nur Gottes Wort, Gottes Wort, wie wir es haben in der Gestalt und den Worten Jesu Christi, und wie wir es suchen und finden in der Bibel — auch des Alten Testaments — an der Hand dieses Maßstabs, dieser „Norm des echten Christentums."

Christus sei unser Maßstab. „Was Christum treibet" im Alten Testament, das möchte ich meinen Schulkindern nahe bringen.

Ich behaupte nicht, daß dieser Grundsatz nicht auch früher in der Kirche angewendet sei. Die Theologen von Justinus Martyr bis auf Hengstenberg, die im alttestamentlichen „Engel des Herrn" eine Erscheinung des persönlichen Christus sahen, hatten ganz Recht, wenn sie nun auch alle diese Geschichten von Hagar bis Simson als Lehrstücke für den Volksunterricht betrachteten. Aber die Zeiten Hengstenbergs sind vorüber, wenn auch noch lange nicht in unsern Lehrerseminaren, so doch längst in der Geisteswelt unsers deutschen Volkes. Wir finden heute den Logos an ganz andrer Stelle des Alten Testaments als bei Hagar und Simson. Wenn wir also dennoch an jenen Geschichten im Jugendunterrichte festhalten, dann treiben wir prinzipiell falsche Stoffauswahl.

Ein Verteidiger jener Geschichten möchte vielleicht einwenden, immerhin sei doch eine eingehendere Kenntnis von ihnen notwendig zum Verständnis so vieler Anspielungen und Gedanken im Neuen Testament.

Wieviel solcher Anspielungen finden sich denn im Neuen Testament? In den vier Evangelien werden zitirt aus der Genesis: 2, 24 (Matth. 19, 5); 4, 8 (Luk. 11, 51); 6 und 7 (Matth. 24, 37 ff.); 19, 15 ff., 26 (Luk. 17, 28 ff., 32); 28, 12 (Joh. 1, 52). Das ist alles.

Fünf Zitate oder Hinweisungen, an Stellen, die oft den Kindern auch verständlich sind oder werden können, ohne daß sie wissen, es sei ein Zitat! Im übrigen genügt ein kurzer Hinweis, um die Sache zu erklären. Lukas 11, 51 verstehen ja die Kinder, ohne etwas vom Blute des Zacharias vorher gehört zu haben. Weshalb sollen sie unbedingt vorher etwas vom Blute Abels hören? Dreiundzwanzigmal zitirt allein im Matthäus der Herr das Gesetz. Warum folgert man dann nicht auch, daß die Kinder das Gesetz, und zwar mindestens zehnmal so gründlich als die Genesis, kennen lernen sollen?

Wenn wir nun zu festen Grundsätzen im einzelnen kommen wollen, nach denen wir scheiden und wählen können, so müssen wir uns auf die Gründe besinnen, aus denen wir überhaupt das Alte Testament in der Schule festhalten wollten. (Vergl. Nr. 22.) Das Wertvolle, um dessentwillen wir es nicht missen wollen, das müssen wir unsern Kindern geben.

Wir wollen erstens das Alte Testament im Jugendunterricht behalten, weil die Religion des neuen Bundes geschichtlich aus dem alten erwachsen ist. Daraus folgt, daß aus dem Alten Testamente solche Abschnitte für die Behandlung im Unterrichte auszuwählen sind, die an der Entstehung der neutestamentlichen Religion den hervorragendsten Anteil haben. Das sind die Propheten und die Psalmen.

Wir wollen zweitens das Alte Testament behalten, weil es dem Neuen wesensverwandt ist. Deshalb sind in der Schule die Stücke zu behandeln, die dem Wesen des Neuen Testaments am nächsten stehen. Das sind wiederum die Propheten und die Psalmen.

Wir haben drittens das Alte Testament nötig, um durch seine Gedanken die neutestamentlichen Gedankenreihen psychologisch zu vertiefen, zu klären, zu befestigen. Und auch dazu bietet sich uns wieder vor allen andern dar die klassische Blüte und Nachblüte des israelitischen Gottesglaubens: die Propheten und die Psalmen.

Aber auch da ist noch Sichtung notwendig. Denn man wird mit Schulkindern nicht den Obadja und den 45. Psalm lesen wollen. Nur dahin, wo wir in Propheten und Psalmen das Wort Gottes, unsers Christengottes, vernehmen, und nur dahin, wo dies Wort auch für Kindesohren deutlich genug klingt, um verstanden zu werden, nur dahin dürfen wir unsre Kinder führen. Freilich auch wo Gottes heiliger Geist jene Männer des alten Bundes zu den höchsten Höhen emporhebt, ist ihr Blick noch eng und begrenzt. Der Kleinste im Himmelreich ist größer, denn sie. Dieser Eindruck, der sich unsern Kindern bei der Betrachtung auch der kostbarsten Schätze des Alten Testaments mit Notwendigkeit aufdrängen muß, ist nicht künstlich zu verwischen. In seiner ganzen Deutlichkeit soll er bestehen bleiben, damit dann um so deutlicher auch sein positives Korrelat eingeprägt und eingeschärft werden kann; es handelt sich hier um Offenbarung unsers Gottes, die zu Christo direkt hinführt. „Die Offenbarungsreligion auf ihrer vorchristlichen Entwicklungsstufe" so muß das Motto heißen, das dem Lehrer bei jeder Präparation auf alttestamentliche Stoffe vorzuschweben hat. Und die Stoffe müssen so gewählt sein, daß ihm dies Motto in greifbarer Deutlichkeit vorschweben kann, so, daß auch in den Kindern die entsprechenden Vorstellungen geweckt und befestigt werden können.

Alles, was in dieser Gedankenwelt lebt, die auf Gottes vollkommne Offenbarung über die eignen Schranken hinaus direkt hinweist, alles, was im Alten Testamente dieses Leben in Gott, in unserm Gotte, atmet, und alles davon, was von einer Kindesseele mitempfunden und miterlebt werden kann, das, aber auch nur das, gehört in den christlichen Jugendunterricht.

Das ist nicht viel. Aber es darf auch nicht viel sein. Die Hauptsache bleibt doch das Neue Testament. Welche ungemeine Verkürzung muß sich der Unterricht im Christentum noch immer gefallen lassen durch die eingehende Behandlung so vieler unterchristlichen und geradezu unchristlichen, heidnischen Stoffe aus dem Alten Testament. Welche Zeit wird verschwendet mit der ausführlichen Betrachtung der israelitischen Sagen! Welche Kraft wird vergeudet mit der mühevollen Einprägung der ungeschichtlichen Geschichtskonstruktionen, die man mit dem Namen „Heilsplan Gottes" beehrt! Da muß es anders werden. Wir müssen zu Zeiten kommen, in denen es nur noch als Kuriosum erwähnt wird, was heute die Regel ist, daß nämlich auf den Lehrplänen unsrer Schulen gleichviel Geschichten aus dem Alten wie aus dem Neuen Testamente stehen.

Was unter jenen Geschichten den wahren Geist der Propheten und der Psalmisten in sich trägt, das soll uns doppelt willkommen sein, weil wir dann durch anschauliche Erzählung leichter jene hohen Gedankenreihen den Seelen unsrer Kinder nahe bringen können. Aber ich weiß, daß es nicht viele solcher Geschichten giebt. Vor allem verwechsle man auch da nicht den Geist der Propheten mit dem ihrer Epigonen.

Wie ungemein traurig es mit dem christlichen Verständnis der Propheten und Psalmen steht und wie wenig, wie geradezu nichts, unsre Schulbildung zu ihrem Verständnis beiträgt, ist zu bekannt, als daß ich darüber viel zu sagen brauchte. Aber es ist für den, der in Propheten und Psalmen für sich selber so unendlich viel findet, tief schmerzlich, zu sehen, wie fast die ganze Christenheit an dieser Lebensquelle vorübergeht, wie die Schule so gar nichts thut, und in ihren bestehenden Ordnungen auch fast gar nichts thun kann, um die Kinder diesen erfrischenden Trank kosten zu lassen und aufsuchen zu lehren. Die außerordentlichen Schwierigkeiten, die hier liegen, zu überwinden, das ist die Aufgabe aller, die ein Herz haben für alttestamentliche Religion. Gott helfe uns Lehrern, daß wir das Ziel erreichen, unsern heranreifenden Schulkindern die leichtern Prophetenstellen und Psalmen verständlich zu machen. Gott helfe, daß wir auch von der Kanzel Gottes prophetisches Wort mehr zu hören bekommen, daß es wieder eine Macht werde in unserm Volke, die vor dem Herrn hergehe, ihm den Weg zu bereiten.*)

F Sch

---

*) Die Erörterung wird fortgesetzt. D H

Die Vereinigung von Altar, Taufstein und Kanzel,

ihre Notwendigkeit und ihre Bedeutung für die kirchliche Architektur

Im Aeußerlichsten spiegelt sich das Innerlichste. In der Frage nach dem evangelischen Kirchenbau kommen die tiefsten kirchlichen Gegensätze zum Ausdruck. Bei dem über diese Frage am 24. und 25. Mai d. J. in Berlin abgehaltnen Kongreß kam man immer wieder auf den Gegensatz von Lutherisch und Reformirt zurück. Die reformirte Kirche entbehre der Liturgie. Auch die Sakramente seien in ihr nur eine besondre Form der Predigt. Sie könne sich also damit begnügen, im Angesicht der Gemeinde einen Tisch aufzustellen, an dem die Taufe vollzogen und das Abendmahl gespendet wird. Hinter dem Tisch werde die Kanzel aufgestellt. So habe die Kirche nur Einen Mittelpunkt, nach dem die Gemeinde immer gerichtet bleibe. Dies Prinzip ist dann vollendet durchgeführt, wenn hinter der Kanzel keine Empore für Gemeindemitglieder sich findet. Wenn man will, kann man die Orgelempore an diese Stelle setzen. Die Empore dem Tisch und der Kanzel gegenüber bleibt dann für Gemeindemitglieder frei, was jedenfalls ein Gewinn ist.

Man wird zugeben müssen, daß dies Bauprogramm der reformirten Kirche durch Einheit und Klarheit sich auszeichnet. Man braucht dabei die Auffassung der reformirten Anschauung über den Inhalt und die Bedeutung der Sakramente, die von lutherischer Seite geltend gemacht ward, nicht anzuerkennen. Die Lutheraner behaupteten, sie könnten einen besondern Altar und Altarraum nicht entbehren. Zunächst für die Liturgie, sodann für die Trauungen und für die Konfirmation, vor allem für die Feier des heiligen Abendmahls, das nach lutherischer Auffassung eine anderswertige Heilsdarbietung sei als die Predigt. Das alles fordere, daß nur der Altar in der Achse der Kirche, also im Angesicht der Gemeinde, aufgestellt werde. Die Kanzel habe rechts oder links vom Altarplatz ihre Stellung. Es fand indes in Betreff des letztern Punktes nicht volle Uebereinstimmung statt. Es ward z. B. von einer Seite auch der Vorschlag gemacht, Taufstein, Kanzel und Altar hinter einander anzuordnen, sodaß der Altar den Innenraum abschließe.

Wer das vortreffliche Buch von Fritsch: Der Kirchenbau des Protestantismus*) studirt hat, der weiß, daß auf lutherischer Seite alle erdenklichen Möglichkeiten für die Aufstellung von Taufstein, Kanzel und Altar versucht worden sind. Und wer all diese Versuche übersieht, der kommt ganz von selbst auf die Frage: aber warum nicht alle drei verschmelzen? Kommt dadurch nicht der wichtige evangelische Grundsatz zum Ausdruck, daß in Taufe, Predigt und Abendmahl dasselbe Heilsgut dargeboten wird? Auch die lutherische Kirche erkennt diesen Grundsatz unumwunden an. Schon Luthers Katechismus lehrt, daß auch in der Taufe und im Abendmahl Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit der Inhalt sind. Der Katholizismus nur zersplittert das Heilsgut und spendet in jedem Sakrament ein besondres Bruchstück.

Verfährt man nach dem Gedanken, Taufstein, Altar und Kanzel zu verschmelzen, so stellt man, etwas erhöht, in der Achse der Kirche einen Tisch auf, um den man leise ansteigend die Sitzplätze der Gemeinde gruppirt. Auf diesen Tisch werden je nach Bedarf das Taufbecken, die Abendmahlsgefäße oder ein Pult gestellt. Die Kirche ist dann immer ganz für die Handlung da, die in ihr stattfindet. Die Aufmerksamkeit der Gemeinde ist ganz durch sie gefesselt. Es wächst der Eindruck der einzelnen Handlung, wird man nicht daran erinnert, daß es auch andre giebt. Ohnehin ist z. B. ein während der Predigt einsamer Altar und Altarraum befremdlich. Der unbenutzte Altarplatz fördert auf keinen Fall die Akustik. Für die Predigt bietet die dargelegte Anordnung den bedeutenden innern Gewinn, daß der Prediger mitten in seiner Gemeinde steht. Er wird herzlicher, inniger, als wenn er in der Kanzel steht und durch sie mehr oder minder von der Gemeinde getrennt ist. Die Verschmelzung von Taufstein, Kanzel und Altar vollendet den Typus des reformirten Kirchenbaus. Auch in diesem Falle empfiehlt sich die Aufstellung der Orgel im Angesicht der Gemeinde. Sie

*) Vgl. Nr. 1, 9 und 15, auch 23 d. J.

trägt den Gesang, das gemeinsame Gebet der Gemeinde. Der Sängerchor auch bietet der Gemeinde Erbauung dar. Bei einem wirklichen Gemeindeleben besteht er aber nicht aus bezahlten Chorknaben, deren Unruhe die Gemeinde stört. Er ist, wie Spitta treffend dargelegt hat, ein Teil der Gemeinde, der die übrige Gemeinde erbaut. Es versteht sich von selbst, daß die Frage über die Aufstellung der Orgel ohne prinzipielle Bedeutung ist. Solche Bedeutung kommt nur der Frage zu, ob Taufstein, Altar und Kanzel zu verschmelzen sind.

Was ist nun gegen diese Verschmelzung einzuwenden? Wird die Liturgie dadurch beeinträchtigt? Ich wüßte nicht, wie. Der Tisch ist bei ihr ganz nur Altar. Der Liturg kann vor oder hinter ihm stehen. Er kann der Gemeinde ab- oder zugewendet sein. Ganz, wie es der Anschauung seiner Gemeinde entspricht. Die Konfirmanden sitzen um den Prediger herum. Er kann bei der Konfirmation vor den Altar treten, das Angesicht der Gemeinde zuwenden. Zur Einsegnung treten die Konfirmanden in Abteilungen zu dem Altar, der so aufgestellt ist, daß sie davor knieen können. Abteilungsweise kehren sie in ihre Bänke zurück. In ihnen knieen sie nieder bei dem gemeinsamen Gebet. So wird die Störung vermieden, die immer dann eintritt, wenn nach dem Gebet alle Konfirmanden mit einemmale ihre Plätze wieder aufsuchen. Man wendet ein, man könne doch bei großen Trauungen die Hochzeitsgäste sich nicht in die Bänke der Kirche setzen lassen. Das bedarf wohl keiner Widerlegung. Der reformirte Kirchenbau hat für die Konfirmation und die Trauungen sich bewährt. Dabei können wir Beruhigung fassen.

Bei der Aufstellung des Tisches, die ich empfehle, kann offenbar das heilige Abendmahl nach lutherischem Ritus oder sitzend gefeiert werden. Aeußere Bedenken liegen meines Wissens in dieser Beziehung auch für Lutheraner nicht vor. Wohl aber innere. Man sagt: findet die Abendmahlsfeier von demselben Orte aus statt wie die Predigt, so tritt nicht zu Tage, daß das Abendmahl mehr ist als die Predigt. Aber warum? Das Predigtpult ist von dem Tische entfernt. Für die Gemeinde ist in diesem Augenblick nur das Abendmahl vorhanden. Was nötigt sie also, eine Vergleichung anzustellen, die zu einem bestimmten Ergebnis führen muß, das man nicht wünscht? Auch mir hat immer die Ueberzeugung festgestanden, daß in gewissem Sinne die Wirksamkeit der Abendmahlsfeier eine intensivere sei als die der Predigt. Aber das kommt durch die Handlung selbst zum Ausdruck. Es ist dazu nicht notwendig, daß der Geistliche an einem andern Orte steht. Es wurde gesagt: in der Predigt wird das Heilsgut mittelbar dargereicht, in der Abendmahlsfeier unmittelbar. Der Ausdruck war wohl nicht ganz zutreffend. Vermittelt ist die Darbietung auf jeden Fall. Denn wenn wir nichts thun, so ist kein Abendmahl da. Gemeint war offenbar dies: in der Predigt kommt Christus nur so zur Darstellung, wie er in der Seele des Predigers lebt; in der Abendmahlsfeier ist er unabhängig davon gegenwärtig, wie Luther einmal sagt: „über Tisch“ selbst Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit darzubieten. Aber auch bei dieser Anschauung genügt die Entfernung des Predigtpultes von dem Tisch, die veränderte Situation (man verzeihe den Ausdruck) zur Darstellung zu bringen. Und wird das dadurch gehindert, daß die Abendmahlsgemeinde sich daran erinnert, an derselben Stätte sei ihr auch in der Predigt in der dieser eignen Weise Christus dargeboten worden? Auf jeden Fall aber ist das die Hauptsache, daß der Gemeinde vor Augen gestellt wird, jeder Gottesdienst sei ein Ersatz für den Verkehr mit ihrem Erlöser, der einst der Gemeinde seiner Jünger gegönnt war, und alle kirchlichen Handlungen wären seine Thätigkeiten an uns, Ausstrahlungen, Offenbarungen seines einigen persönlichen Lebens. Daß er in mir eine Gestalt gewinne, das ist der Zweck jedes Gottesdienstes. Ruhevoll mich ganz in ihn zu versenken, dazu gehört nicht, daß ich mich zu diesem Behuf an verschiedne Orte zu wenden habe.

Es giebt gewisse Augenblicke im Leben, in denen dem, was man lange bedacht und gesucht hat, abschließende Klarheit gewährt wird. Das erlebte ich, als am Schluß der Erörterungen auf dem Berliner Kongreß für protestantischen Kirchen-

bau entschieden erklärt ward, meine Anschauungen, die eben, die zur Verschmelzung des Taufsteins, der Kanzel und des Altars führten, würden meiner Landeskirche immer fremd bleiben, und als dann ein von mir herzlich verehrter Baumeister zu mir sagte: Ihnen schwebt die Einrichtung des Betsaals der Brüdergemeinde vor. Der das zu mir sagte, ist in der Brüdergemeinde erzogen, durchdrungen von ihrem Geist. Der Gegensatz, der hier unbewußt zum Ausdruck gekommen war, war also der zwischen Landeskirche und Brüdergemeinde. Ich habe so manchem Gottesdienste in der Brüdergemeinde beigewohnt, aber in einer Zeit, in der Kirchenbaufragen mir noch vollkommen fern lagen und meine Begeisterung den Domen des Mittelalters gehörte. Mühevoll und sehr allmählich hatte sich in mir die Ueberzeugung festgestellt, die Verschmelzung von Taufstein, Kanzel und Altar sei die Lösung der Frage nach dem evangelischen Kirchenbau. Sofort nun erkundigte ich mich, ob der Umstand, daß mich das evangelische Gemeindeprinzip ganz beherrscht, mich von selbst zu demgleichen Ergebnis geführt habe wie die Gemeinden, die nach ihm gestaltet sind. Die Antwort lautete wie folgt. „Es werden bei uns nach Bedarf Taufbecken und Abendmahlsgefäße auf den zu diesem Zweck weiß oder weiß und rot überkleideten Altartisch — bei uns »Liturgustisch« genannt — gestellt, dessen gewöhnliche Bekleidung aus dunkelgrünem Tuch besteht. Es tritt der Prediger sowohl bei der Predigt als bei der Liturgie hinter diesen Tisch, auf den das Predigtpult gestellt wird. Einen andern Tisch oder ein andres Pult giebt es in unsern Betsälen nicht." Neben der reformirten und der lutherischen Bauweise war also bei dem Kongreß in Berlin durch mein Wort auch die der Brüdergemeinde vertreten worden, ohne daß ich es wußte. Es ist bekannt, daß und warum sie der reformirten nahe steht. Ich freue mich herzlich, daß ich wieder einmal mit der von mir innig verehrten Brüdergemeinde übereingekommen bin. Und ich bekenne unumwunden, daß ich mit ihr für die unsern Gemeindegottesdiensten dienenden Gebäude die herkömmliche Monumentalität ablehne. Sie ist für unser kirchliches Leben eines der größten Hemmnisse. Sie hindert den Fortschritt in der Entfaltung unsers Gemeindelebens; denn sie ist daran schuld, daß die meisten Kirchen eine halbe bis eine ganze Million kosten. Wie will man bei der Erbauung solcher Kirchen gleichen Schritt halten mit dem Wachstum unsrer Städte? Und ist diese Monumentalität evangelisch? Wenn Georg Bähr in seiner Frauenkirche nach dem Uebertritt seines Königs zum Katholizismus seinem Lande zeigte, welche Fülle architektonischer Gedanken der Protestantismus in sich trage, daß er von der Kirche der Hierarchie nichts zu entlehnen brauche, und welche Macht ihm eigen sei — so freuen wir uns dessen und lassen den Wert einer solchen That durch die Romantik der Gegenwart nicht herabsetzen. Aber wir bauen, wie unser Gemeindeleben es fordert, einfach, bescheiden. Die Kirche ist uns das Gewand der Gemeinde. Sie hat keine selbständige Bedeutung. Sie empfängt Inhalt und Leben nur durch das Leben der in ihr versammelten Gemeinde. Wir ehren die religiöse Musik; aber im Gemeindegottesdienst kann sie nur in bescheidner Weise sich entfalten. Das gilt auch von der Architektur. Ist unser Volk religiös geeint, dann wird es vielleicht in jeder Stadt einer oder mehrerer Monumentalbauten bedürfen, seine politische und religiöse Einheit religiös in einer Weise zu feiern, die über die Einzelgemeinde übergreift, und seine religiösen Kunstschöpfungen, die musikalischen namentlich, in würdiger Weise darzubieten. Jetzt haben wir erst die Einzelgemeinde zu schaffen. In dieser Zeit kann die kirchliche Monumentalität nur so wirken, wie wenn eine Stadt eine stolze Universität errichten wollte und dadurch die Erbauung von Volksschulen sich unmöglich machte. Mit feinem Sinn hat Dr. Rang in seiner Schrift „Die Gemeindekirche" daran erinnert, daß die katholische Kirche Gemeinden eigentlich gar nicht kennt. Jede Parochie ist nur ein Teil von dem Sprengel des Bischofs. Wie des Bischofs Kirche eine Kathedrale ist, so nimmt jede Parochialkirche an dem Charakter des Kathedralbaues Anteil. Davon müssen wir uns emanzipiren. Und Otto March bemerkt (Bayreuther Blätter, 1894, S. 560 ff.) sehr treffend, die neuen Monumentalkirchen hätten herzliche Liebe nicht zu erwecken vermocht, man würde vielmehr bald gleichgiltig gegen sie, weil sie nicht der Ausdruck für ein herzliches und inniges Gemeindeleben wären.

Selten hat mich etwas so tief bewegt wie das Zusammentreffen der Differenz: Landeskirche und Brüdergemeinde. Sollten wirklich die Landeskirchen die Umwandlung ihrer Gemeinden in Gemeinden brüderlicher, Christo entstammender Liebe zurückweisen? Sollten sie es thun im Interesse ihrer Monumentalität? Ich denke, daß dies für die Landeskirchen nur ein Unglück wäre. Was vermissen denn unsre Gemeindemitglieder in ihnen? Das kann man leicht von denen erfahren, die dem jetzt wieder wachsenden Freimaurerbunde sich anschließen. Da hört man wohl Reden wie diese: als ich das beste Gut verloren hatte, das mir von Gott geschenkt war, als ich mich verlassen fühlte, da war es mir eine Erquickung, in meiner Loge mit den Brüdern zusammenzukommen; sie liebten mich und ich sie; ihre Liebe stärkte mich. — Bieten das unsre Gemeinden ihren Mitgliedern dar? Und darf es nicht unsre Sorge und Arbeit sein, ja ist es nicht das eigentlich kirchliche Problem unsrer Zeit, Mittel und Wege zu finden, um dies Lebenselement in unsre Gemeinden zu übertragen? Und bedürfen seiner nicht vor allem diejenigen unsrer Gemeindemitglieder, die sittlich geläutert und emporgehoben werden müssen? Ich bekenne mich mit Freuden zu dem Herrnhutertum, das dies Ziel für eins unsrer wichtigsten hält. Ich bin bereit, dafür all unsre Monumentalität zu opfern. Weist mich um dieses meines Herrnhutertums willen meine Landeskirche endlich von sich, ein verletztes Gewissen werde ich dann bei meinem Abschied, wenn er wirklich aus diesem Grunde erfolgt, nicht mit mir hinwegnehmen. Vielleicht daß dann die vorhandne Brüdergemeinde ihrem alten treuen Freunde eine freundliche Aufnahme gewährt.

Aber was ist denn der Grund der Monumentalität, die nach meiner Meinung das Leben gefährdet? Die falsche Stellung zu Wort und Sakrament, ihre Ablösung von der Person des Erlösers, überhaupt das Zurücktreten des großen evangelischen Prinzips der Persönlichkeit. Professor Brieger in Leipzig hat zum Geburtstage Sr. Majestät des Königs Albert von Sachsen vor versammelter Universität in diesem Jahre eine Festrede gehalten über „die fortschreitende Entfremdung von der Kirche im Lichte der Geschichte." Er sieht den wesentlichsten Grund der beklagenswerten Erscheinung, die er erläutert, darin, daß die Orthodoxie des siebzehnten Jahrhunderts und die erneuerte des neunzehnten schon in den Schulen, den höhern und den niedern, die Unterwerfung unter die Lehre von der Unfehlbarkeit der heiligen Schrift und unter das orthodoxe Lehrsystem als die Bedingung des Heilserwerbs hingestellt, die innerlichen Vorgänge aber, durch die die Aneignung des Heils erfolge, nicht oder doch nicht genügend beachtet habe. Der anerzogne Autoritätsglaube falle dann bei jeder Berührung durch die Kritik zusammen. Der Glaube nur sei von Bestand, der durch die Gemeinschaft mit der Person Jesu entstehe. Durch ihn werde wirklich das innere Leben erneuert. Er trage den Beweis der Wahrheit in sich selbst. Ueberall regt sichs, Gott sei Dank, das Dornengeflecht der Ueberlieferung von dem Quell des Lebens, von der Person Jesu hinwegzuheben. Es regt sich die Arbeit, Bekenntnis und Lehre, deren die durch Christum Gewonnenen nicht entbehren können, zu erneuern, sie zu einem Ausdruck des in der Gemeinschaft mit Christo Erlebten zu machen. An dem entscheidendsten Punkte gewinnt das protestantische Grundprinzip der Persönlichkeit neue Macht. Und ohne Zweifel wäre auch der Glaube an den persönlichen Gott nie so verloren gegangen, wie es geschehen ist, hätte man nicht Wort und Sakrament als eine Art unpersönlicher Mächte, abgelöst von des Erlösers Person, hingestellt. Wenn aber das Prinzip der Persönlichkeit für den Grund und den Beginn unsers Heils zur Geltung kommt, dann wird man auch anerkennen, daß der einzelne Christ und die Gesamtpersönlichkeit der Gemeinde, wie unvollkommen beide sein mögen, Christo dienen, ihn zu offenbaren, ihm die Herzen zu gewinnen. Es wird empfunden werden, daß die zum Gebet, zur Predigt, zum heiligen Mahle versammelte Gemeinde zwar nicht der Quell des Heils, aber doch für das einzelne Gemeindemitglied und die Belebung seiner Seele nicht nichts ist. Werden Wort und Sakrament als Offen=

barungen der einigen Person Jesu anerkannt, wird dem persönlichen Leben der in der Gemeinde in Christo Geeinten wieder ein Wert und eine Bedeutung zuerkannt, kurz, kommt das evangelische, das christliche Prinzip der Persönlichkeit zu seiner Entfaltung, dann wird auch im Kirchenbau die erkältende Monumentalität wie ein Gewand, das uns fremd geworden ist, abgelegt werden. Und wer wollte sagen, daß unsre Landeskirchen und Brüdergemeinden dieser Art Gegensätze wären oder für immer bleiben müßten?

Ich denke, daß unsre Zeit in dieser Beziehung uns zur Umkehr zwingt. Man denke sich unsre großen Städte mit Brüdergemeinden bedeckt, in denen wirklich die Gemeindemitglieder in der Liebe Christi Freud und Leid mit einander teilen. Würden diese Gemeinden nicht den Spott und Hohn unsrer Atheisten entwaffnen? Würden sie nicht die Herzen mit unüberwindlicher Macht an sich ziehen? Würden sie nicht den Vertretern einer religionslosen Sittlichkeit zeigen, daß die Liebe Christi, die Liebe, die aus dem Leben Gottes schöpft, doch die allein lebenskräftige ist? Die Monumentalität, die dem Mißbrauch der Ueberlieferung, überhaupt dem Zurücktreten des Prinzips der Persönlichkeit entstammt, giebt den Lästerern den (unberechtigten) Anlaß zur Lästerung. Ich weiß, daß man sich nicht durch den Gegner darf die Aufgabe stellen lassen. Daß die Atheisten unsre Kirche als eine Kirche der Bourgeoisie schmähen, würde mich nicht veranlassen, auf ihre Monumentalität zu verzichten. Aber ich freue mich, daß andre, bessere Beweggründe uns evangelische Christen bewegen müssen, auf architektonische Mittel zu verzichten, die doch im Anschluß an die Kirche der Hierarchie oder im Kampfe mit ihr sich unser bemächtigt haben. Ich freue mich, daß dadurch zugleich die Wiedergewinnung derer, die uns fremd geworden sind, erleichtert wird. Darin wird mir wohl jeder zustimmen, der ganze Eindruck einer evangelischen Kirche müsse an Christi herzinniges Wort erinnern: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken.

E Sulze

Unsre Kandidatennot

1

Es ist schon eine ziemliche Zeit her, da tauchten in den Zeitungen und in den christlichen Blättern die ersten Warnungen auf, die wegen des großen Andranges vom Studium der evangelischen Theologie abrieten. Nur die Christliche Welt gab Gegendampf und hob, wenn wir uns recht erinnern, hervor, wie es für die Kirche wertvoll sei, über ein möglichst großes Material für die Besetzung der Pfarrstellen zu verfügen. Schreiber dieser Zeilen, zu jener Zeit selbst Kandidat, fühlte beim Lesen der Notiz einen förmlichen Stich und mußte sofort an das Sprichwort denken: „Wer im Rohr sitzt, hat gut Pfeifen schneiden.“ Niemand wird es ihm übel nehmen, wenn ihn der Blick in seine Zukunft recht bedenklich machte. Denn es ist doch ein gewaltiger Unterschied, ob zwei und drei, oder zwanzig und dreißig sich um jede vakante Stelle bewerben, wie es jetzt recht häufig vorkommt. Eine ganze Anzahl unsrer Kandidaten bringt ohne Zweifel der Pfarrvakanzliste im Reichsboten, Pfarrhaus u. s. w. das meiste Interesse entgegen. Und das ist auch gar nicht zu verwundern, da einem Teile unsrer Kandidaten das Messer an der Kehle sitzt, weil ihnen so gut wie alle privaten Mittel fehlen, um sich bis zu einer etwaigen Anstellung durchschlagen zu können. Denn es ist eine Thatsache, daß sich die Studirenden der Theologie zum nicht geringen Bruchteil aus den unbemittelten Volkskreisen rekrutiren, Söhne von Lehrern, Handwerkern, Bauern sind. Manche haben darüber geklagt, gewiß nicht ohne jedes Unrecht. Aber wir haben doch nicht Grund, über dieses Faktum ein Miserere anzustimmen, so lange an der Spitze der evangelischen Kirche eines Bauern Sohn steht. Jene Herren, die unter den Theologen das aristokratische Element vermissen, mögen nur an den Hannoverschen Spielerprozeß denken und sich redlich fragen, ob denn die Pfarrer, die den untern Volksschichten entstammten, der Kirche Unehre gemacht haben oder Unehre machen in unsrer Zeit. Wir freuen uns vielmehr, daß es noch manchem „armer Leute Kind“ möglich ist, das theologische Studium zu ergreifen, und würden uns noch mehr freuen, wenn sich für diese Möglichkeit noch ein breiteres Feld öffnete. Für den Bestand und die Volkstümlichkeit der evangelischen Kirche in unsern Tagen ist es gewiß von hoher Bedeutung, wenn ein Teil ihrer Angestellten von Haus aus und aus eigner Erfahrung die wirtschaftliche Lage kennt, in der sich die ganz überwiegende Mehrheit unsrer Gemeindeglieder befindet.

Wir brauchen wohl nicht erst viele Belege dafür beizubringen, daß eine große Not über unsre Kandidaten hereingebrochen ist. Mancher hat schon zwanzig und noch mehr Bewerbungsgesuche geschrieben und sein Schifflein noch nicht flott machen können. Die Hauslehrerstellen, die vor vier Jahren neben freier Station sechshundert Mark einbrachten, galten damals als nicht besonders; heute sind sie ein leckerer Bissen und eifrig umworben. Mancher angehende Pastor ist überglücklich, wenn es ihm nur gelingt, gegen freie Verköstigung irgendwo unterzuschlüpfen. Weiter bieten sich sogar Pfarrgehilfen an, die „unter Umständen“ bereit sind, ihre Hilfe noch extra zu bezahlen. In welche üble Lage unter solchen Umständen die geraten, die in der Brusttasche keine Empfehlungsschreiben von bekannten Pfarrern und Professoren tragen, noch eine wohlgespickte Börse besitzen, kann sich jeder leicht ausmalen. Nur ein Beispiel: Vor mehreren Wochen lernten wir einen Kandidaten kennen, der Vertreter einer Lebensversicherung war. Sind schon manche Hauslehrerstellen nicht ohne Gefahr, wie viel mehr solche wie die eben genannte.*) Die soziale Not wird nur in seltnen Fällen und nur bei ganz geläuterten christlichen Charakteren ohne Einfluß auf deren Innenleben und Moral bleiben. Dies beides, die soziale Not und die damit verbundene sittliche Gefährdung, müssen uns antreiben, nachzudenken, wie unsrer Kandidatennot abzuhelfen ist.

2

Wie soll es geschehen? Wir wollen zuerst sagen, wie nicht. Oben ist schon ausgeführt, daß wir für einen Vorschlag nicht zu haben sind, nach dem die Söhne der niedern oder der weniger bemittelten Klassen vom Studium der Theologie auszuschließen wären. Den Schaden hätte allein die Kirche zutragen. Wir würden diesen Punkt nicht weiter berührt haben, wenn uns nicht zu Ohren gekommen wäre, daß bei den in Betracht kommenden Behörden die Absicht (oder Praxis!) bestünde, unbemittelten Studirenden ihr Studium dadurch zu erschweren oder unmöglich zu machen, daß man ihnen keine Stipendien mehr zuteil werden ließe.**)

Lächerlich, um nicht zu sagen lästerlich, finden wir demnach das wenig anders lautende Rezept, das darin besteht, daß man von jedem Studirenden einen Vermögensnachweis einfordern solle. Im Falle, daß dieser ungünstig ausfalle, daß also der angehende Studirende kein standesgemäßes Vermögen besitzt, sodaß er es auch aushalten kann, wenn er erst nach fünf bis sechs Jahren vom bestandnen zweiten Examen an gerechnet eine Stelle erhält, solle man ihn nicht zulassen. Die Begründung dieser Maßregel mit dem Hinweis auf die militärische Karriere zeigt uns gerade, was für ein Stein des Anstoßes auf diesem Wege liegt, über den wir nicht hinweg können. Dieser Plan ist so ungeheuerlich, daß wir es für nötig erachten, zu versichern, daß wir ihn bisher nur von einer Seite gehört haben und auch nicht annehmen, daß er auch noch in andern Köpfen spukt.

Es giebt aber noch einen dritten Vorschlag, den wir ebenfalls für unannehmbar erklären müssen. Man sagt, die ganze Frage, die uns hier beschäftigt, ist mit einem Schlage zu lösen.

Man brauche nur herauszurechnen, wie groß im Durchschnitt der jährliche Bedarf an Pfarrern sei, und dann nach

---

*) Es sind uns Fälle verbürgt, daß Kandidaten der Theologie als Zeitungsreporter, Stenographen, Kommis oder Schreiber in einem Geschäft ihr Brot verdienen. Ein Kandidat hat sich in eine Ziegelei vermietet. D H

**) Wenn aber zur Mittellosigkeit noch kümmerliche Begabung kommt, wird der oben verworfene Grundsatz doch sein Recht haben. Anders kann er wohl auch nicht gemeint sein. D H

dem Termin der Meldung und den Noten in den Abgangszeugnissen die zum Studium Zuzulassenden bestimmen. Fürwahr eine Kur à la Doktor Eisenbart. So wenig wir auch in den fachvereinlichen Tendenzen der Pfarrvereine ein Haar finden, so erscheint uns doch ziemlich gewagt, allein von der Qualität der Abiturientenzeugnisse und der Anciennität die Erlaubnis zum theologischen Studium abhängig zu machen. Das Wissen und die Fähigkeiten sind lobenswert; aber so wenig sie den Christen machen, so wenig den Pfarrer.

Wir wollen nicht unbemerkt lassen, daß diese Vorschläge nur in einem sehr losen Zusammenhang mit der Kandidatennot stehen. Selbst wenn sie durchgeführt wären, würde man ihre Wirkung erst nach einem Jahrzehnt verspüren.

Viel eher greift es dagegen durch, wenn man dem oft gehörten und warm verteidigten Rate nachkäme und dem Pfründenwesen ein Ende machte. Wir denken zunächst an die schreiende Ungerechtigkeit, die noch in vielen preußischen Provinzen herrscht. Es ist doch kein Märchen, daß es hier Pfründen giebt, die 12 000 Mk. jährlich münzen. Würden sie 6000 oder 7000 Mk. einbringen, so brauchte ihr Stelleninhaber auch noch nicht zu hungern, selbst wenn er eine zahlreiche Familie besitzt. Pfarrern mit einer großen Kinderschar gönnen wir ja von Herzen eine große Pfründe. Aber das ist ein trauriger Mißstand, daß junge, eben ins Amt gekommne Geistliche an solche Ziffern heranreichende Einnahmen haben. Wenn mancher unter ihnen ehrlich sein will, muß er sich offen eingestehen, daß seine Besoldung in keinem Verhältnis zu seiner Arbeit steht, und wird vergeblich nach einer Rechtfertigung suchen, wenn er Amtsbrüder sieht, die bei einem Minimaleinkommen, womöglich mit Landwirtschaft, ebensoviel und oft noch mehr zu thun haben. Man beschneide endlich solche Auswüchse, die unerträglich sind, und schaffe mehr Gerechtigkeit. Was übrig bleibt, möge den Kandidaten zufallen. Es können Vikariate und neue Predigerstellen errichtet werden.

Mit dem eben gerügten Mißstande hängt bekanntlich der andre zusammen, das Privatpatronat. Dieses treibt gewiß noch immer manche ungeheuerliche Blüte, indem solch ein Patron oft mehr auf die Militärpapiere, die Qualifikation zum Reserveoffizier, gewandte Umgangsformen, feudale Schneidigkeit und Aehnliches sieht, als auf die innere Qualifikation und die Examenszeugnisse. Wir meinen, verständige und einsichtsvolle Patrone müßten sich nur darüber freuen, wenn ihnen das Konsistorium hier zu Hilfe käme und sich bereit erklärte, einen geeigneten Kandidaten vorzuschlagen. Und ebenso müßten dem Gedeihen der Kirche wohlwollende Patrone und Patroninnen die Regelung des Gehalts im Interesse der Ordnung der kirchlichen Behörde überlassen. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß die Patrone dabei nicht schlecht fahren würden, indem wir die Frage ganz auf sich beruhen lassen, ob sich irgend ein plausibler Grund dafür anführen läßt, daß die Gemeinden, die doch vor allem in Betracht kommen, hier kein Wörtchen mitzureden haben. Zu unsrer Genugthuung dürfen wir davon Notiz nehmen, daß es doch nicht ganz an Patronen fehlt, die bei der Neubesetzung einer Stelle mit dem zuständigen Superintendenten Rücksprache nehmen. Wie viele Kandidaten würden zu Amt und Brot kommen, wenn man diese Ungerechtigkeiten aus der Welt schaffte!

Nun beklagen sich aber viele Kandidaten, daß auch bei der Anstellung durch das Konsistorium nicht immer nach Recht und Gerechtigkeit verfahren würde. Sechs haben zusammen das Examen gemacht, zwei schlüpfen nach zwei, zwei andre nach drei Jahren unter, und die beiden andern sind noch immer ohne Stellung. Wir können solche Nachrichten nicht kontrolliren, geben auch zu, daß viel Uebertreibung hierbei unterläuft. Doch müssen wir gerade im Interesse des Konsistoriums darauf dringen, daß jedem solchen Verdacht vorgebeugt werde, als ob eine Günstlingswirtschaft in der Kirche Raum hätte. Abhilfe läßt sich leicht schaffen. Man stelle nur Anciennitätslisten auf, die im Konsistorium ausliegen, und in die jeder Kandidat Einsicht nehmen kann. Damit ist jedem Gerede die Wurzel abgeschnitten. Es braucht wohl nicht erst besonders hervorgehoben zu werden, daß im Notfalle diese Anciennitätsliste nicht streng innegehalten werden muß. Auf die Individualität der einzelnen

Kandidaten und die jeweiligen Anforderungen einer Stelle kann immer noch Rücksicht genommen werden. Nur wünschen wir, daß nicht ein Kandidat zwei Jahre und ein andrer die doppelte und noch mehr Zeit zu warten braucht.

Endlich möge noch eines Vorschlages Erwähnung geschehen, über den aber hier noch nicht das letzte Wort gesprochen sein soll. Wir meinen eine allgemeine Kirchensteuer. Es giebt reiche und arme Gemeinden. Jene haben gar keine Steuern, und diese zehn und dreißig Prozent oder gar einen noch höhern prozentuellen Satz von der Einkommensteuer oder sonst einem zu Grunde gelegten Steuermodus aufzubringen. Wir müssen gestehen, daß uns solche ungleiche Belastung verschiedner Gemeinden wenig anspricht. Es wird ja allerdings diese Differenz durch Zuwendung aus Kollektenerträgen, Beihilfe aus den Kassen von Vereinen, wie der Gustav-Adolf-Stiftung, des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins u. s. w. etwas ausgeglichen. Aber die Milderung ist doch wenig belangreich. Viel eher würde die Kluft ausgeglichen, wenn die Gemeinden ohne Kirchensteuer aufhörten zu existiren. Der Steuerertrag kann dann ja wiederum zur Errichtung von Pfarrstellen verwendet werden.

Aber ist das nicht alles Zukunftsmusik? Wir empfinden es selbst, daß diese Vorschläge vorläufig nichts weiter als fromme Wünsche sind, auf deren Erfüllung wir noch lange warten müssen, insbesondre die Kandidaten in ihrer Not. Was soll zunächst geschehen? Da möchten wir empfehlen, daß den Pfarrern mit einem übergroßen und großen Einkommen die Gewissen geschärft würden. Es ist einfache Christenpflicht, daß sie sich der stellenlosen, um ihre Existenz ringenden Kandidaten annehmen. Die Presse wird wohl wenig in dieser Richtung thun können und leicht Erbitterung schaffen. So wenden wir uns wiederum an die kirchlichen Behörden und bitten diese, den Pfarrern mit einem unverhältnismäßigen Gehalt es nahe zu legen, den Kandidaten ohne Entgelt in gastlicher Weise ihr Haus zu öffnen. Wir glauben, daß genug da sind, die es thun können, genug, die solch Anerbieten gern annehmen werden.*)

Freilich wird hiermit schließlich doch nur wenigen geholfen. Und damit kommen wir auf den Rat, der von vielen Seiten aufs eifrigste kolportirt wird, nämlich den Uebertritt in das Schulfach, vor allem in das Volksschulfach. Dieses ist wohl eins der wenigen Gebiete, wo noch jede sich zur Hilfe anbietende Hand mit Freuden begrüßt wird. Von dem Nutzen, den solche Thätigkeit dem spätern Pfarrer einbringt, wollen wir ganz absehen. Für uns handelt es sich zunächst um nichts andres als Beschaffung von Brot. Mancher Kandidat wird zwar meinen, daß er dazu nicht hätte zu studiren brauchen. Aber er möge sich nur diesem Berufe zuwenden, so wird er schon finden, daß er sich vollauf wird regen müssen, wenn er zeigen will, daß er seiner Aufgabe gewachsen ist. Hier möchten wir auch unsern Dozenten eine Bitte unterbreiten. Auf den Universitäten ist die Pädagogik, Theorie und Praxis, noch lange nicht genug anerkannt. Jungen Pfarrern, die gewiß recht notwendig ihre Zeit brauchen, könnte hier ein großer Dienst seitens der Professoren, auch der Theologie, geleistet werden, wenn diese die Pädagogik nicht bloß in ihren Lehrstoff aufnähmen, sondern auch zu ihrer praktischen Verwertung anleiteten.**) Wenigstens handelt es sich zur Zeit hier um einen Notstand. Dieser muß mit der Drangabe andrer Interessen abgestellt werden.

Solches Umsatteln erscheint uns als der gangbarste Weg. Ist er auch nicht ohne Dornen, wie zeitweise Abkehr von dem Lebensberufe und ein nicht eben großes Gehalt, so fehlt hier doch wenigstens die moralische Gefährdung.

Die christliche Welt will den brennenden Tagesfragen dienen, soweit sie Christentum und Kirche angehen. Unsre Kandidatennot gehört auch hierher. Wir hoffen darum, daß diese bald eine andre, berufenere Feder in Bewegung setzen wird, die

*) Aber das müßte in der That von oben geregelt werden, damit die Kandidaten nicht als Almosenempfänger gelten und behandelt werden.
D H

**) Wird da nicht den Theologieprofessoren zu viel zugemutet? Die Methodik der Volksschule ist viel zu sicher ausgebildet und bedarf einer großen Erfahrung.
D H

vielleicht seit Jahren ihr Heraufziehen und Wachsen gesehen und ihren Niedergang befürchtet hat. M

Nachwort des Herausgebers. Solange es nach dem zweiten Examen kein Recht auf Anstellung giebt — und das ist nicht durchführbar, giebt es kein Heilmittel universeller Art. Es muß daher Verschiednes geschehen. Manches geschieht ja, aber es könnte mehr sein.

Wenn ich einmal geäußert habe, daß ein Ueberfluß von Kandidaten für die Kirche wertvoll sei, woran der Herr Verfasser oben erinnert, so muß ich dabei bleiben. Allerdings sollte die Kirche von diesem Ueberfluß ganz anders mit Bedacht und Energie Gewinn ziehn. Ich dachte damals vor anderm an die Versorgung der Diaspora. Pfarrer mit großen zerstreuten Gemeinden könnten durch Hilfsgeistliche entlastet, kleinere unversorgte Häuflein durch selbständig angestellte pastorirt werden. Der Gustav-Adolf-Verein und die Diasporakonferenz könnten das sehr wohl in ausgedehnterem Maße vermitteln. Eine Hauptschwierigkeit wird ja immer der Rücktritt in den heimischen Kirchendienst bilden. Da muß man mit Freude den Entschluß der in Eisenach vereinigten Kirchenregierungen begrüßen, daß sie Theologen, die eine Zeit lang dem Mangel drüben in Nordamerika abhelfen wollen, die Wiederaufnahme in den Dienst der Landeskirche erleichtern und verbürgen wollen. Möchten nun aber auch unsre Kandidaten nicht so an der Scholle kleben! Möchten sie aus der Not eine Tugend machen!

Aber auch in der Heimat gäbe es manchen Posten zu schaffen und zu besetzen zum Heil der Gemeinden, wenn ältere Geistliche sich nicht sträubten und die Kirchenbehörden am rechten Orte durchgriffen. Niemand kann sagen, daß es mehr Kandidaten giebt, als verwendet werden könnten. R

Die Botschaft Tolstois

11. Anna Karenina

Der große dreibändige Roman Anna Karenina, der auch in Deutschland viel gelesen wird, ist die Geschichte eines Ehebruchs und seiner Folgen. Sie ist von tiefer, sittlicher Wirkung; wo eine Frau in Versuchung steht, ihrem Manne untreu zu werden, sollte man ihr dies Buch in die Hände spielen. Denn Tolstoi schildert hier mit einer Wahrhaftigkeit, die keinen Widerspruch aufkommen läßt, mit einer Mäßigung, die den Leser niemals vermuten läßt, der Dichter übertreibe und male zu grell; er schildert die Entwicklung, die dem Ehebruch mit Naturnotwendigkeit folgt. Aus Unrecht erwächst Unrecht und aus Unrecht erwächst Unglück: das sind unvermeidliche, göttliche Gesetze. Anna Arkadiewna, die Gattin des hohen Staatsbeamten Karenin, ist keine gewöhnliche, leichtsinnige Person, sondern ursprünglich eine gute, achtungs- und liebenswerte Frau; aber sobald sie ihrem allzustarken Bedürfnis, zu lieben und geliebt zu werden, nachgiebt und die Ehe, in der sie dies Bedürfnis nicht befriedigen kann, bricht, ist sie auf die abschüssige Bahn geraten, auf der für sie kein Halt mehr möglich ist. Sie findet in der neuen Liebe nicht das Glück, das sie erhoffte; das Leben wird ihr zur Pein; ihr Charakter hält nicht stand; endlich entflieht sie dem Elend durch einen grausigen Tod auf den Schienen der Eisenbahn. Auch ihr Verführer wird hart bestraft. Aber Tolstoi will nicht moralisiren, sondern die Wirklichkeit zeichnen; deshalb stellt er neben diese Unglücklichen einen dritten Ehebrecher hin, dessen Leben sich ganz anders gestaltet. Es ist Annas Bruder, Oblonsky, ein leichtsinniger Genußmensch, der leichte Frauen liebt, bald diese, bald jene; auch er bereitet seiner Gattin Kummer und sich selber Verlegenheiten, aber von dem Elend, das Anna, ihr Gatte und ihr Geliebter erfahren, bleiben sie unberührt. Wir wissen, daß in der antiken Welt und vielfach anderwärts der Verkehr eines verheirateten Mannes mit einem unverheiratetem Weibe nicht als Ehebruch aufgefaßt wurde; auch das Schicksal macht diesen Unterschied im vorliegenden Romane. Neben den Paaren Karenin und Oblonsky lernen wir noch das Liebes- und Ehepaar Ljowin auf das beste kennen; sie stellen das Ideal dar, in Ljowin zeichnet sich der Dichter selbst. Er, der seiner Geliebten beichten mußte, daß auch er nicht immer sittlich rein gewesen war, hält in der Ehe streng auf die Treue, so streng, daß die Bekannten darüber lachen. Als ein junger Fant, der ihn besucht, seiner Frau den Hof machen will, schickt er ihn aus dem Hause. Und sich selbst schützt er ebenso wie seine Kitty vor jeder Versuchung. Er weiß, daß es darauf ankommt, den ersten Schritt zum Bösen zu vermeiden und der Versuchung aus dem Wege zu gehen.

Wir sagten, in Ljowin schildere sich Tolstoi. Wir müssen deshalb Ljowin näher betrachten. Er ist Sonderling und hat über alles eigne Ansichten. Viele spotten über ihn, viele lassen sich gern von ihm helfen. Nur auf dem Lande fühlt er sich wohl. Er ist ein Grübler und Glücksucher. Er will immerfort „ein neues Leben" anfangen, aber die Zeugen des alten Lebens rufen ihm zu: Nein, du gehst nicht von uns und wirst auch kein andrer! Du bleibst, wie du warst, mit deinen Zweifeln und beständigem Mißtrauen gegen dich selbst, mit den vergeblichen Vorsätzen, dich zu bessern, und mit deinem ewigen Hoffen auf ein Glück, das für dich nicht vorhanden ist. Aber er harrt aus. Er erkennt, was ihm fehlt. Ihm fehlt die physische Arbeit, deren der Mensch zur Gesundheit des Leibes und der Seele bedarf; er ist zu einsam — damals war er noch Junggeselle, und sein erster Antrag an Kitty war abgewiesen; ihn plagt sein Reichtum und seine stolze Verachtung der Welt. Oft bewunderte er das Leben der Arbeiter und Bauern, er fühlte etwas wie Neid gegen sie, und zuweilen kam ihm der Gedanke zur vollen Klarheit, daß es doch nur von ihm abhinge, das künstlich müßige und selbstsüchtige Leben, das er bisher geführt, gegen ein reineres, arbeitsames Leben in Gemeinschaft mit andern zu vertauschen. Er war überzeugt, daß er in dessen Einfachheit, Unschuld, Natürlichkeit und Zweifellosigkeit die Ruhe und die Selbstbefriedigung finden würde, deren Mangel er jetzt so krankhaft fühlte. Aber wie dazu gelangen?

Eine Frau — das ist das Erste und Wichtigste — dann Arbeit und die Notwendigkeit zu arbeiten ... Muß ich Pokrowskaja [sein Gut] aufgeben? Nur etwas Acker kaufen? Mich in eine Dorfgemeinschaft aufnehmen lassen? Ein Bauernmädchen heiraten? Wie ist das nur zu machen?

Die Landwirtschaft, wie er sie bisher als Großgrundbesitzer führte, befriedigte ihn nicht, obwohl er doch nur die Landwirtschaft für eine ernste und wahre Thätigkeit hielt. Er empfand bitter, daß er einen beständigen, rücksichtslosen Kampf mit seinen Arbeitern führen mußte, daß in diesem häßlichen Kampfe ein großer Teil seiner Kraft verloren ging. Er liebte seine Leute, und sie schätzten ihn als einen „gemeinen Herrn," aber ihre Interessen waren entgegengesetzte. Während er nach dem größten Nutzen streben mußte, strebten sie nach der größten Bequemlichkeit und ließen mancherlei zu Grunde gehen, weil sie nicht für sich, sondern für einen Herrn arbeiteten. Schlimmer aber ist der sittliche Schaden, den die Reichen aus ihrem Besitze ziehen. Sie halten das Ungerechte für gerecht, z. B. daß sie selber fünfzigtausend Rubel verdienen, während der Bauer fünfzig erwirbt; daß ihre Diener Livreen tragen, die ungefähr soviel kosten, wie der Lohn von dreihundert Tagen schwerer Arbeit ausmacht; daß sie ein Diner essen, dessen Preis soviel ist, „wie neun Tschetwert Hafer, die unter Schweiß und Aechzen gesäet, gemäht, gedroschen und eingesackt werden wollten." Wie künstlich und schlecht sind doch die Grundsätze der Aristokratenmoral!

Sie bestimmen als etwas ganz Unumstößliches, daß man die Schulden einem Spieler, und sei es auch einem notorischen Falschspieler, sogleich bezahlen müßte, einem Schneider aber nicht; daß man Männern nichts vorlügen dürfe, wohl aber Frauen; daß man niemanden betrügen dürfe, ausgenommen Ehemänner; daß man keinem eine Beleidigung verzeihen, selbst aber jeden beleidigen dürfe u. s. w. Alle diese Grundsätze mochten ganz unvernünftig und sogar schlecht sein, aber sie standen zweifellos fest, und Wronsky [Annas Geliebter] konnte, indem er sie anwendete und nach ihnen lebte, seine Ruhe bewahren und seinen Kopf hoch tragen... Seine Stellung dem Gatten gegenüber war ihm am allerklarsten. Von dem Augenblick an, wo Anna Wronsky ihre Liebe gestanden hatte, besaß er ein alleiniges, unveräußerliches Recht an sie. Der Gatte war fortan eine überflüssige und nur störende Person. Zweifellos war das für letztern eine sehr unangenehme Position, aber was war dabei zu machen? Das einzige Recht, das der Gatte hatte, war, mit der Waffe in der Hand Genugthuung zu fordern, und ihm diese zu gewähren war Wronsky von Anfang an bereit.

Wir sehen, der Graf Tolstoi schätzt die „Herrenmoral" nicht so hoch wie der bürgerliche Nietzsche. Sein Ebenbild Ljowin fühlte viel mehr eine Hinneigung zum Kommunismus.

Und wenn er auch jede Umwälzung auf sozialem Gebiete für Unsinn hielt, erschien ihm doch sein Ueberfluß gegenüber der Armut des Volkes als ungerecht, und er beschloß, obwohl er bisher immer viel gearbeitet und einfach gelebt hatte, fortan noch mehr zu arbeiten und sich noch weniger Luxus zu gestatten.

Seine Freunde spotten über seine radikalen Ideen und fordern ihn auf, konsequent zu sein und sein Gut dem fleißigen Müller zu geben, bei dem sie gerade übernachten. Dagegen wendet er ein: er habe kein Recht, es fortzugeben, er habe Pflichten gegen seinen Besitz, gegen seine Familie, er wisse auch nicht, wie und an wen er auf gerechte Weise seinen Besitz abgeben dürfe.

Nein, bitte, wenn du diese Ungleichheit für ungerecht hältst, so mußt du auch so handeln, daß ...

Ich handle auch, jedoch negativ, das heißt so, daß ich mich nicht bemühe, den Unterschied zwischen mir und ihm noch zu vergrößern ...

Das leuchtet den Freunden natürlich auch nicht ein, sie nennen das ein Paradoxon und eine sophistische Auslegung. Ljowin-Tolstoi war es aber tiefer Ernst. Mag es auch mancher als eine Halbheit auffassen, so wäre doch schon viel gewonnen, wenn die Reichen nicht mehr streben wollten, sich noch weiter von den Armen abzuheben, wenn sie durch ein arbeitsames, sittenstrenges, hilfreiches Leben ihren Stand geehrt und beliebt machen wollten. Ein solches Leben führt Ljowin. Er ist zu stolz, ein Aemtchen anzunehmen und sich aus der Staatskrippe füttern zu lassen; der erscheint ihm kein Aristokrat, der irgend jemand braucht, der ohne die Almosen der Mächtigen nicht existiren kann, der für Gehalt oder Geschenke käuflich ist. Er ist stolz, daß er seine Wirtschaft von Grund aus versteht, und ergrimmt über die Standesgenossen, die sich von Kaufleuten und andern über die Ohren hauen lassen. Er freut sich, wenn ein arbeitsamer Bauer den vornehmen Herrn, der ein Faulenzer ist, verdrängt. Er erkennt und vermeidet die schlechte Lebensweise seiner Standesgenossen, z. B. ihr fortwährendes Sichbetäuben: durch Lesen, Arbeiten, Philanthropie, Geselligkeit, Vergnügungen, Aufregungen oder Trinken.

Wir sagen immer, das Volk trinkt; ich weiß nicht, wer mehr trinkt, das Volk oder Unsersgleichen? Das Volk betrinkt sich wenigstens nur an den Feiertagen, wir aber ...

Als er selbst einmal ein wenig angeheitert war, machte er sich nachher schwere Vorwürfe, daß „er sich dem Trunke ergeben habe." So kommt der Mäßigkeitsapostel in Tolstoi zum Durchbruch.

„Nun sag, wie hast du's mit der Religion?" wird Faust von der Geliebten gefragt. Ljowin-Tolstoi beichtet seiner Kitty, noch ehe sie fragt: er ist ungläubig. Er hat vermutlich die zwei Arten von Christentum kennen gelernt, die einige seiner Bekannten vertreten: die oberflächliche Rechtgläubigkeit und den Pietismus. Die erstere finden wir bei Annas Manne, Karenin.

Alexej Alexandrowitsch war ein kirchlich gläubiger Mann einerseits deshalb, weil die Fragen der Religion ihm persönlich nie sehr nahe getreten waren, und deshalb unterlag er auch nicht den Zweifeln, andrerseits und vorzugsweise deshalb, weil die Religion eine bestimmte Erklärung für alle verfänglichen und unbestimmten Dinge gab, die mit dem Verstande erklären zu wollen für Alexej Alexandrowitsch unbequem und unangenehm war. Die Religion beseitigte alle diese Fragen und ließ ihm so den Raum und die Zeit frei für seine Thätigkeit auf praktischem Gebiete.

Gewiß eine feine Skizzirung eines wichtigen religiösen Typus! Dem Pietismus begegnet Kitty, als sie im Bade Soden Genesung suchte. Diese neue Religion wirkte bezaubernd und begeisternd auf sie, wie der Pietismus auf jedes tiefere Gemüt, das ihn in guten Vertretern kennen lernt, eine Zeit lang wirkt. Von Dauer war die Wirkung nicht; sobald sie an die wirkliche Welt, in der sie in Rußland gelebt, erinnert wurde, wußte sie, daß für sie der Pietismus Unnatur bedeute.

Sie begriff, daß sie sich über sich selbst getäuscht hatte, als sie glaubte, das sein und werden zu können, was sie wollte. Es kam ihr zum Bewußtsein, wie schwer es war, sich ohne Verstellung und Prahlerei auf der Höhe zu behaupten, zu der sich zu erheben sie versucht hatte; es erschien ihr jetzt diese Welt des Kummers, der Kranken und Sterbenden, in der sie hier gelebt, beängstigend und niederdrückend, und ihr Versuch und die Anstrengung, die sie gemacht, die Welt zu lieben, erschien ihr jetzt qualvoll und peinlich; sie sehnte sich fort von hier, schneller fort nach frischer Luft, zurück nach Rußland.

Diese beiden Arten von Religion waren für Ljowin-Tolstoi unerreichbar; aber der Unglaube befriedigte ihn auch nicht. Mit seinem ganzen Wesen sehnte er sich nach Gläubigkeit; bei den Naturforschern und Herbert Spencer fand er keine Antwort auf seine Fragen. Die deutschen Protestanten haben zwei wundervolle Liedanfänge: „Eins ist not! ach Herr, dies Eine lehre mich erkennen doch!" und „Ich habe nun den Grnnd gefunden, der meinen Anker ewig hält." Auch Ljowin-Tolstoi flehte um das Eine, was not ist, aber in dem alten Glauben konnte er nicht Halt gewinnen. Als er mit den Freunden über den Krieg in der Türkei (1876) sprach und den Krieg eine rohe, grausame, verabscheuenswerte Sache nannte, für die kein Mensch, am wenigsten ein Christ, die Verantwortung übernehmen könnte, antwortete man ihm, das russische Volk opfere sich gern für seine unterjochten Brüder. „Zu opfern ist das Volk bereit," erwiderte Ljowin, „zu opfern für sein Seelenheil, aber zum Morden ist es nicht bereit."

Seelenheil! Das war ein etwas schwieriger und etwas komischer Begriff für Naturforscher. Ljowin konnte ihnen auch nichts Eindringliches darüber sagen. Aber als er abends ein Gewitter betrachtete, da durchschauerte es ihn.

Nun? Was verwirrt mich denn? sagte Ljowin zu sich selber, und er fühlte, daß sich die Zweifel in seiner Seele zu lösen begannen: Ja, die einzige, zweifellose Offenbarung der Gottheit ist das Gesetz des Guten ... Und so stand er lange versunken in Gedanken und in den Anblick des gestirnten Himmels. ... Es ist dies ein für mich wichtiges Geheimnis, nur für mich nötig und mit Worten nicht auszusprechen. Es ist ein neues Gefühl, das mich nicht verändert, mich nicht plötzlich erleuchtet und durchglüht hat, wie ich es eigentlich erwartet habe. ... Aber der Glaube — nein, kein Glaube, ich weiß nicht, was es ist — dies Gefühl ist unter Leiden unmerklich still in meine Seele eingedrungen und hat sich dort festgesetzt. ... Ebenso wie früher werde ich mich über den Kutscher Iwan ärgern, ebenso werde ich streiten und zu unpassender Zeit meine Gedanken äußern, ebenso wie früher wird eine Mauer das Allerheiligste meines Herzens abschließen vor andern, sogar vor meiner Frau, ebenso wie bisher werde ich sie anklagen wegen meiner Befürchtungen und es hernach wieder bereuen, ebenso wie bisher werde ich es mit meinem Verstande nicht begreifen, warum ich bete, und werde doch beten ..; aber mein Leben, mein ganzes Leben und jede Minute darin ist jetzt für mich nicht mehr ohne Sinn, wie früher, sondern es hat den unzweifelhaften Sinn, daß ich die Macht habe, das Gute hineinzulegen.

Mit diesen Worten schließt der Roman. Der Leser erfährt nur Weniges und Dunkles über den neuen Glauben. Die folgenden Schriften werden ihn klarer schildern. Bde

---

Verschiedenes

(Eine akademische Rede von Professor Brieger) Jedes Jahr bringt uns bei feierlichen Anlässen die eine oder andre akademische Rede auch von Vertretern der theologischen Fakultät. Die meisten finden ihre Würdigung nur im Kreise der Universitäts- oder Fachgenossen. Zuweilen aber wird die Rede zur That und beschäftigt in lebhaftem Für und Wider auch die Gemeinde. Solch eine That ist die akademische Rede, die der Kirchenhistoriker D. Theodor Brieger als Prorektor der Leipziger Universität am Geburtstage des Königs Albert gehalten hat. Professor Brieger hält sich sonst in ruhiger Gelehrtenarbeit fern vom lauten kirchlichen Tagestreiben. Aber bei solcher solennen Gelegenheit hielt er es für seine Pflicht, der heutigen Kirche ein offnes Wort zu sagen über das, was ihre Versäumnis und ihre Pflicht ist. Er sprach über die fortschreitende Entfremdung von der Kirche im Lichte der Geschichte. Eine brennendere Sorge kann es für alle, die ihre Kirche und ihr Volk liebhaben, nicht geben. Geklagt, gefragt, geredet und geschrieben wird viel darüber. Aber wenn irgendwo wird hier die Geschichte Lehrmeisterin sein. Was nun Brieger aus seiner Kenntnis der Geschichte zu sagen hat, kann nicht überall gefallen. Ich bitte nur unsre Leser, seine Ausführungen zu lesen und ernstlich zu prüfen. Wie nach und nach die obern Schichten, der Mittelstand, das Volk von der Kirche abgekommen sind, zeigt Brieger in knappen Zügen, doch meines Erachtens unwiderleglich richtig. Schließlich legt er den Finger auf die verhängnisvolle Thatsache, daß die Unterweisung im Christentum heute noch im ganzen genau so gehandhabt wird wie in der Blütezeit der Orthodoxie, im siebzehnten Jahrhundert. Die Theologie hat fast auf der ganzen Linie die Fehler jener Lehrweise erkannt und abgestreift, der kirchliche Unterricht hat davon so gut wie nichts gewonnen. Hier muß durchgreifender Wandel geschaffen werden. „Das ist eine Forderung des Erbarmens mit der Masse derer, denen heute durch die Unterweisung der Kirche der Weg zum Heile verzäunt wird." Wir dürfen voraussetzen, daß unsre Leser zu dem Schriftchen selbst greifen, darum ziehen wir es nicht weiter aus.

In etwas losem Zusammenhang mit dem Hauptinhalte des Schriftchens steht das am Schluß über die evangelisch-soziale Bewegung gefällte Verdikt. Man darf behaupten, daß was ein andrer Kirchenhistoriker gleichzeitig über die evangelisch-soziale Aufgabe im Lichte der Geschichte gesagt hat, eine gute Antwort darauf ist. Wir haben schon in Nr. 23 beiläufig gegen diese heute nicht mehr angängigen Allgemeinheiten protestirt. Aber es schadet nichts, wenn theologische und soziale Gesinnung sich heutzutage wunderlich kreuzen; nur der Doktrinarismus hüben und drüben kann dadurch in Verlegenheit geraten. Das Leben fordert sein Recht, und von einem Historiker wie Brieger

hoffen wir sicher, daß er einer Lebenserscheinung, die er jetzt im Fach der Schwarmgeisterei unterbringt, ihre im Grunde sehr nüchtern-praktische Art bald abfühlen wird. Schwierigkeiten und Ausschreitungen können auf die Dauer diese Würdigung nicht hindern.

Die Rede ist erschienen bei Hinrichs in Leipzig; 28 S.; 50 Pfge.

R

(Litteratur aus dem Gustav-Adolf-Verein) Fortsetzung. Das schlesische Jubiläum hat eine „Denkschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Schlesischen Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung“ — inhaltlich ähnlich der rheinischen des Pastors Terlinden — hervorgerufen, mit zahlreichen sehr dankenswerten statistischen Anlagen, den Statuten u. s. w., während die „Verhandlungen der am 28. und 29. Juni 1893 in Verbindung mit der fünfzigjährigen Jubelfeier des Schlesischen Hauptvereins in Breslau abgehaltnen Generalversammlung“ in einem im Selbstverlage des Vorstandes erschienenen, 82 Seiten starken Hefte vorliegen. Hier werden wir daran erinnert, wie den evangelischen Schlesiern einst von ihren 1475 Kirchen 1105 genommen wurden, und die Denkschrift fragt: Gilt nicht heute noch, was Konsistorialrat Baron 1871 auf der Generalversammlung in Namslau ausrief: „Ohne den Gustav-Adolf-Verein kann die evangelische Kirche in Oberschlesien nicht bestehen?“ — Zur Zeit umfaßt der schlesische Hauptverein 105 Zweigvereine.

Aeußerlich noch stattlicher als die schlesische Denkschrift erscheint die „Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Hessischen Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung, dargereicht dem hohen Protektor des Vereins, Sr. Kgl. Hoheit dem Großherzog Ernst Ludwig, den hessischen Zweig- und Frauenvereinen, sowie allen sonstigen Freunden des Gustav-Adolf-Vereins in und außerhalb Hessens von dem Verwaltungsrat des Hessischen Hauptvereins“ (Darmstadt, Selbstverlag des Vereins. Druck der C. F. Winterschen Offizin. 1 Mk.). Der erste Abschnitt erzählt die Geschichte des Gustav-Adolf-Vereins im Großherzogtum, der zweite schildert die Werke des Vereins daselbst mit bildlicher Darstellung der errichteten Bauten, mit statistischen Notizen; der dritte Abschnitt endlich bringt eine tabellarische Zusammenstellung der wichtigsten finanziellen Verhältnisse des Hauptvereins.

Der Württembergische Hauptverein hat seine eigne Geschichte sowie die der Diaspora des Landes in preiswürdigster Weise in einem „Festblatte zum fünfzigjährigen Jubiläum“ der Gustav-Adolf-Blätter aus Württemberg (Nr. 5 und 6, 31. Jahrgang) zu musterhafter Darstellung gebracht, die, wie wir hoffen, demnächst in die Kleinsche Sammlung „Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins“ übergehen wird. Wie diese Blätter, so giebt auch der „Fünfzigste Jahresbericht des Württembergischen Hauptvereins: Jahresversammlung und fünfzigjähriges Vereinsjubiläum zu Stuttgart am 18. und 19. Juli 1893“ ein überaus lebendiges und eindrucksvolles Bild davon, wie sehr der Gustav-Adolf-Verein ein Liebling des schwäbischen Volkes geworden ist. Welche Opferwilligkeit! In den ersten Jahren des Vereins flossen hier alle seine Mittel der auswärtigen Diaspora zu, oft in großen Gaben. Aber dann lenkte sich, zuerst durch einen Brief des Prälaten Kapff, damals Dekan in Münsingen, veranlaßt, der Blick auf die Lage vereinsamter und ungenügend versorgter evangelischer Glaubensgenossen im eignen Lande, zumal in Oberschwaben. Man stellte zwei Reiseprediger an; deren Thätigkeit und Berichte zeigten nun unerwartete Notstände und Bedürfnisse, zu deren Befriedigung neben dem, was Staats- und Kirchenbehörde leisten konnten, auch die freie Liebessteuer der Vereinshilfe unbedingt erforderlich war. Und so mußte der Verein sich bewogen fühlen, die Diaspora Württembergs selbst, und nicht bloß in Oberschwaben, sondern auch auf Alp und Schwarzwald, im Neckar- und Kocherland, immer mehr zu seinem wichtigsten Arbeitsfelde zu machen, dergestalt, daß die Ausgaben für Württemberg, die in den ersten fünfundzwanzig Jahren (bis 1868) nur 59 000 Gulden betragen hatten, in den zweiten fünfundzwanzig Jahren fast 680 000 Mk. erreichten. Immerhin sind auch der auswärtigen Diaspora, neben dem an den Zentralvorstand abzuliefernden Drittel, doch 535 000 Mk. zugeflossen. Aber auch heute noch stehen mehr als vierzig evangelische Gemeinden Württembergs, in denen es zu bauen, zu erweitern, zu ergänzen und ganz besonders Schulden abzuzahlen giebt, in der Pflege des Vereins. — Die Gesamteinnahme des Württembergischen Hauptvereins in 50 Jahren beträgt 2 529 711 Mk.

Unter den zu Stuttgart gehaltnen Ansprachen ist ganz besonders meisterhaft die des Konsistorialrats Koch aus Danzig für seine westpreußische Diaspora, die er bald darauf verlassen hat, um in den Evangelischen Oberkirchenrat zu Berlin einzutreten. Weiter aber erscheint erwähnenswert der Eingang des Trinkspruchs des Stadtschultheiß Rümelin auf die Gustav-Adolf-Stiftung und den Württembergischen Hauptverein: „Wenn die historische Kritik unsrer Tage sich nicht scheut, selbst an eine so lichtvolle Persönlichkeit wie die des großen Königs Gustav Adolf heranzutreten, sollte sie wenigstens so viel Courtoisie haben, wie jener englische Scharfrichter, der, ehe er an König Karl I. seines Amtes waltete, vor demselben niederkniete und ihn um Verzeihung bat.“

Auch der Protestantisch-kirchliche Hilfsverein im Kanton Zürich hat seinen 50. Jahresbericht — vom 1. Januar bis 31. Dezember 1892 — ausgegeben. Schon im Herbst 1892 hat eine Jubelfeier des Gesamtvereins in Basel stattgefunden. Eine Anzahl von Kantonsvereinen, unter diesen namentlich der von Basel, der bald nachher zum Vorverein erhoben wurde, war 1842 gegründet worden. Zu dem Tage der Feier — es war am 11. Oktober — führten Studenten „ein geistlich Spiel auf Zwinglis Todestag, 11. Oktober (1531)“ auf. Es war „dem Vorverein der Protestantisch-kirchlichen Hilfsvereine der Schweiz in Basel zur Feier des fünfzigjährigen Bestandes gewidmet

von seinem Präsidenten A. v. Salis, Antistes“ (Basel, Buchdruckerei Emil Birkhäuser, 1892) und hat seinem damaligen Zwecke gewiß trefflich gedient, ohne gerade hervorragenden Anspruch auf weitere Verbreitung zu haben.

Ihre Liebesgabe von 4300 (darunter aber vom Gustav-Adolf-Verein 1250) Franks sprachen die Vereine der reformirten Gemeinde in Wyl, Kanton St. Gallen, zur Entlastung von ihrer Kirchbauschuld zu. Außerdem hatte man eine Jubiläumsgabe (von 13 388 Franks) gesammelt zur Begründung einer neuen Gemeinde, wozu der Vorverein Balsthal-Gäu, Kanton Solothurn, vorgeschlagen hatte. Dieser Stiftungsfond ist bereits auf über 14 000 Franks angewachsen, die Pfarrei begründet; der erste Pfarrer hat am 2. Juli 1893 sein Amt angetreten. Im übrigen haben die schweizerischen Vereine sich im eignen Vaterlande besonders der Gemeinde Brunnen-Erstfeld (wozu auch Göschenen gehört), der des Kantons Zug und im Tessin, der Gemeinde in der March, in Bremgarten und in Appenzell, und was das Ausland angeht, der Protestanten in den österreichischen Kronländern angenommen. Sodann aber treiben sie ein Evangelisationswerk in Chile. (Einiges nähere darüber auch in den „Nachrichten aus der evangelischen Diaspora: Mitteilungen der Protestantisch-kirchlichen Hilfsvereine der Schweiz.“ Herausgegeben vom Vorverein. 4. Jahrgang.)

In Basel gedruckt ist auch der 27. und 28. Jahresbericht der Erziehungsanstalt in St. Isabella, Estado Santa Katharina, Brasilien, vom 1. März 1891 bis 1. März 1893, herausgegeben von dem Vorsteher Pfarrer Christian Zluhan. Hier lesen wir auch von Bau und Einweihung (18. März 1892) einer evangelischen „Adventskirche“ in Palhoça, eine Tagereise von Santa Isabella.

Bekanntlich ist zu Bremen die große Liebesgabe der evangelischen Gemeinde zu Troppau zugewiesen worden. Wer jetzt in der „Geschichte des evangelischen Lebens in Troppau von 1517 bis 1893, anläßlich der Erinnerung an die vor zwei Jahrzehnten erfolgte Einweihung des evangelischen Bethauses, herausgegeben vom Troppauer evangelischen Kirchbauverein (in dessen Selbstverlag)“ liest, was von Leiden und Trübsalen über diese Märthyrergemeinde ergangen ist, dem wird jene Entschließung nicht leid sein.

Der (Doppel-)Jahresbericht der deutschen evangelischen Gemeinde und Schule zu Seraing in Belgien 1891—92 und 1892—93 giebt uns Anlaß, erneut um Unterstützung des Werkes unsers Mitarbeiters Pastor R. Peterson zu bitten.

Ueber die große Schöpfung des mährisch-schlesischen Superintendenten Dr. Theodor Haase giebt Auskunft eine 68 Seiten (mit Plan) umfassende Schrift: „Das allgemeine Krankenhaus der Evangelischen Gemeinde in Teschen. Bericht des Kuratoriums über die Gründung dieser Anstalt und deren Entwicklung im ersten Halbjahr ihres Bestandes.“ (Teschen, K. u. k. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska, 1893.) Wir haben bereits darauf hingewiesen, wie sich jetzt der Gedanke eines Schwesternhauses — Pflegerinnen für die Anstalt in Teschen, aber auch für das städtische Krankenhaus in Bielitz — und — nachdem mehrfach in der Mädchenschule und dem Pensionat der Schwestern vom Orden des H. Karl Borromäus Uebertritte von evangelischen Pensionärinnen zur katholischen Kirche stattgehabt — der weitere Gedanke an ein evangelisches Mädchenpensionat in Teschen angeschlossen haben.

Der Gothaische Landesverein hat seine 48. Jahresversammlung am 27. Juni 1893 zu Crawinkel gehalten, worüber jetzt ebenfalls der förmliche Bericht vorliegt. Darnach hat der Frauenverein zu Gotha, dem sich die Frauenvereine zu Waltershausen und Großtabarz angeschlossen haben, eine Gesamteinnahme von über 590 Mk. erzielt. Die Einnahme des Hauptvereins erhielt einen wesentlichen Zuwachs durch den Ertrag einer Kollekte am Reformationsfest, nachdem der nun verewigte Herzog durch Dekret vom 10. September 1892 befohlen, daß alljährlich an genanntem Tage eine Kirchenkollekte für den Gustav-Adolf-Verein eingesammelt werde. H (Schluß folgt)

(Die Fahrt nach der alten Urkunde) Geschichten und Bilder aus dem Leben eines deutsch-böhmischen Emigrantengeschlechts von August Sperl. München, Beck, 1893. 257 Seiten. 3,50 Mk.

Die Fahrt geht durch viele Zeiten und Länder, so kreuz und quer, daß einem der Eindruck zu Zeiten etwas wirr und bunt wird. Auch wäre es so uneben nicht, wenn nicht nur zum Schluß ein schöner Idealismus seinen Ausdruck fände, es weht manchmal etwas viel Realismus in dem Buch. Aber es ist liebenswürdig, anregend und wohl geeignet für den Familientisch. R B

(Ein maßloser Zeitungsartikel aus der Konservativen Korrespondenz) Ungezählte konservative Blätter und Blättchen haben um den 13. Juni einen Artikel der Konservativen Korrespondenz vervielfältigt, an dem wir nicht schweigend vorübergehen können. Zumeist unter der Ueberschrift: Der Versucher, die wohl also der Quelle angehört. Dieser Versucher ist nicht Göhre, wie man nach den ersten Worten annimmt, sondern Naumann. Unsre Leser wissen, daß wir einer Kritik der theologisch-kirchlichen und sozialpolitischen Stellung dieser Männer so wenig das Recht absprechen, daß wir sogar in unsern Spalten derlei Artikel veranlaßt haben. Aber diese christlich-konservative Presse kennt und sieht kein Christentum mehr, wo die konservativen Parteiinteressen verletzt scheinen. Da wird dann skrupellos heruntergerissen und totgemacht, was totzumachen ist. Es hat doch Wert für die Zukunft, dergleichen zu beachten. Nur einige Proben aus dem Artikel.

Göhre ist ein „infolge mannigfacher Reklame und bedenklicher Unternehmungen bekannter angeblich liberaler [!], thatsächlich aber demokratischer Herr.“ Der Kongreß ist durch ihn „auf eine schiefe Ebene geführt.“ Die Agrarenquete des Kongresses ist „nur agitatorischen Be-

weggründen entsprungen.“ [Was sagt das Aktionskomitee dazu?] Durch sie sollten „die Landpastoren in die Netze der mit der Sozialdemokratie liebäugelnden Elemente, von denen sich der charaktervollste [!], der Kandidat von Wächter, ehrlich zur Sozialdemokratie bekannt hat, gelockt werden.“ Die Pastoren waren aber „mit wenig Ausnahmen [1100!] viel zu klug [!] und viel zu gewissenhaft und ehrlich [!], als daß sie . . .“ „Ganz minimal war die Ausbeute der »Enquete«“ [die der Artikelschreiber gar nicht kennt]. Naumann „hatte sogar den Mut, sich mit dem genannten Enqueteunternehmen zu identifiziren . . .“ Er hat „seine Auslassungen in der Zukunft, dem Tummelplatze großer und kleiner Skandalmacher, niedergelegt [von der Redaktion dazu aufgefordert!], und schon dieser Umstand dürfte . . .“ Hätte er noch auf „die wirkliche Aufgabe der Landgeistlichkeit“ hingewiesen, „die doch darin besteht, den Frieden zu predigen und zu wahren.“ [Unter allen Umständen? Vgl. Luk. 12, 51 f.] „Wer ist schlimmer, Herr Singer oder Herr Naumann? Wir glauben, der Letztere.“ „Von einem evangelischen Geistlichen erwartet ein Christ, daß er sich als Stütze von Altar und Thron erweise“ [dies im Original gesperrt!] . . .

Ein Christ hat den andern jedenfalls auf Grund seines Gesamtwirkens und seiner Gesamtpersönlichkeit zu beurteilen. Naumann hat wohl ein Recht von dem offiziellen Organ der konservativen Partei zu beanspruchen, daß es ihn nicht nur nach einem Artikel in der Zukunft, sondern nach seiner ganzen schriftstellerischen und praktischen Thätigkeit beurteilt. Mit ungeteiltem Erstaunen haben die Frankfurter Arbeiter, denen alsbald die demokratische Kleine Presse und die sozialdemokratische Volksstimme den Artikel auftischte, ihn genossen. Man denke sich den Eindruck beim Evangelischen Arbeiterverein und seinen Freunden! Das bischen Sympathie, das die konservative Partei in diesen Kreisen noch hat, geht darüber vollends in die Brüche, davon kann die Konservative Korrespondenz überzeugt sein. Und auf pastorale Kreise kann sie mit solchen Maßlosigkeiten auch nicht wirken. Man mag zu Naumanns Ansichten stehen, wie man will, sie mögen insbesondre den kapitalistischen und privilegirten Ständen wenig gefallen, so weiß doch jedermann, der es wissen will, daß seine praktische Thätigkeit in Wahrheit keinen aufhetzenden, sondern einen beruhigenden Charakter trägt. Ich darf das schreiben, denn ich kenne die von ihm am meisten beeinflußten Arbeiterkreise zur Genüge, und die Frankfurter Amtsgenossen, die in derselben Lage sind, werden das Gleiche gern mit mir bezeugen.

Uebrigens ist es sehr hübsch, die Abweichungen der verschiednen Abdrücke der Vorlage zu vergleichen. Die nationalliberale Rheinisch-Westfälische Zeitung bringt in Nr. 161 den Artikel der Konservativen Korrespondenz ohne Angabe der Quelle, beeilt sich aber, einen kleinen Satz einzuschieben, in dem sie gleich noch etliche andre Herren mit abschlachtet: „nicht nur die von Unkenntnis strotzenden Reden der Herren Lic. Weber [M.-Gladbach], Kulemann e tutti quanti über die industriellen Verhältnisse, sondern . . .“ Dem allen gegenüber kann man den, der sich ein Urteil bilden will, nur auf das demnächst erscheinende Protokoll des Kongresses verweisen. Es wird bei Rehtwisch und Langewort in Berlin erscheinen.

R

Zur Beachtung

Wir bitten unsre Leser um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements.

Nr. 27 wird sowohl bei der Christlichen Welt wie bei der Chronik in größerer Auflage gedruckt, um als Probenummer zu dienen. Sie steht unentgeltlich in beliebiger Anzahl zur Verfügung; wollen die Leser freundlichst davon Gebrauch machen. Monatliche Probeabonnements werden zu jeder Zeit angenommen: gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung vier auf einander folgende Nummern je nach ihrem Erscheinen an jede angegebne Adresse mit oder ohne Nennung des Auftraggebers.

Die Verlagsbuchhandlung — Der Herausgeber

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 25 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Bitte

Der Unterzeichnete bittet im Auftrage des Vorstandes der Allgemeinen Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine seine Mitbürger herzlich und dringend, derselben in ihrer augenblicklichen finanziellen Notlage eine außerordentliche einmalige Unterstützung gewähren zu wollen. Unsre Sache verdient es. Mögen denn viele Herzen und Hände sich aufthun.

M.-Gladbach

Lic. **Weber**, Pfarrer,
Vorsitzender der Allgemeinen Konferenz
der deutschen Sittlichkeitsvereine

Durch die glückliche Geburt eines gesunden Töchterchens wurden sehr erfreut

Elberfeld, 18. Juni 1894

Prof. Dr. Martens
und Frau, geb. Rassow

Töchterheim Cassel, Pensionat des Ev. Diakonievereins, Selbstkostenpreis. Vgl. Nr. 23 der Christl. Welt. Näheres durch Prof. Dr. **Zimmer**, Herborn, Bez. Wiesbaden.

Luthers
Erklärung d. hl. Schrift
Zusammengestellt von
P. E. Müller.
I. Ev. Matthäi. 1,50 M.
II. „ Markus u. Luk. 1,50 M.
III. „ Johannis. 1,50 M.
C. Bertelsmann
in Gütersloh.

Anna Plitt
Johannes Evers
Pastor an St. Jacobi
Verlobte
Lübeck, Juni 1894

Unsre am 31. Mai 1894 stattgehabte Verheiratung zeigen wir hierdurch ganz ergebenst an.

Ernst Uhl, Pastor in Kobbel
und
Thilli, geborne Gericke

Gesucht zum Herbst nach Düsseldorf zu drei Knaben, die das Gymnasium besuchen, ein **Candidat theol.** Offerten unter **E. P. 11** befördert die Exped. d. Bl.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

„Der Reichsbote“

empfiehlt sich beim Quartalswechsel zum Abonnement

„Der Reichsbote“ ist die am meisten verbreitete konservative Zeitung des Deutschen Reiches.

„Der Reichsbote“ kämpft für die Erhaltung der **christlichen Weltanschauung** als der sittlichen Grundlage unsrer Kultur, für die **Macht und Größe des Reiches**, sowie für **Erhaltung und Stärkung eines tüchtigen Mittelstandes** durch Förderung der produktiven **nationalen Arbeit.** — Inhalt: **Leitartikel, politische Tagesübersicht, Original-Korrespondenzen, tägliches Feuilleton** und **unterhaltende Sonntagsbeilage** mit ausgewählten Original-Novellen, wissenschaftlichen Aufsätzen u. s. w.; ferner **Provinzial-** und **Berliner Lokal-Nachrichten, Börsen-Kurse, Produkten- wie Marktberichte.** — Der „Reichsbote“ kostet vierteljährlich nur 3 Mark 50 Pfge. Man abonnirt bei allen Postanstalten.

Die Expedition des „Reichsboten“
Berlin SW. 46, Dessauerstr. 37.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

in sechs Bänden

besorgt von den Professoren Adolf Stern und Erich Schmidt

Band I: Eine von Prof. Adolf Stern geschriebene Biographie, die Gedichte, Zwischen Himmel und Erde. Band II: Die Heiterethei und ihr Widerspiel nebst drei bisher ungedruckten Novellen. Band III und IV: Die vollendeten Dramen und die Dramenfragmente. Band V und VI: Die Studien mit Einschluß der Shakespeare-Studien

Preis brosch. 28 Mk., in 6 Leinenbänden 34 Mk., in 6 Halbfranzbänden 42 Mk.

Die Bände können auch einzeln bezogen werden

Zwischen Himmel und Erde; Gedichte. Ein Band broschirt 3 Mk., in Leinwand geb. 4 Mk.
Heiterethei und Novellen. Ein Band brosch. 5 Mk., in Leinw. geb. 6 Mk.
Dramen. Ein Band broschirt 6 Mk., in Leinwand geb. 7 Mk.,
Dramenfragmente. Ein Band brosch. 3 Mk., in Leinwand geb. 4 Mk.,
Studien. Zwei Bände broschirt 8 Mk., in Leinwand geb. 10 Mk.,
Biographie Otto Ludwigs von Adolf Stern. Broschirt 3 Mk., in Leinwand geb. 4 Mk.

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Postzeitungs-Nr. 2750. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 25: Ein Schweizerisches Strafgesetzbuch — Kamerun und der Tschadsee (Schluß) — Gottfried August Bürger. Von Friedrich Düsel (Schluß) — Lorbeer. Erzählung von August Niemann (Fortsetzung) — Maßgebliches und Unmaßgebliches

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig